



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

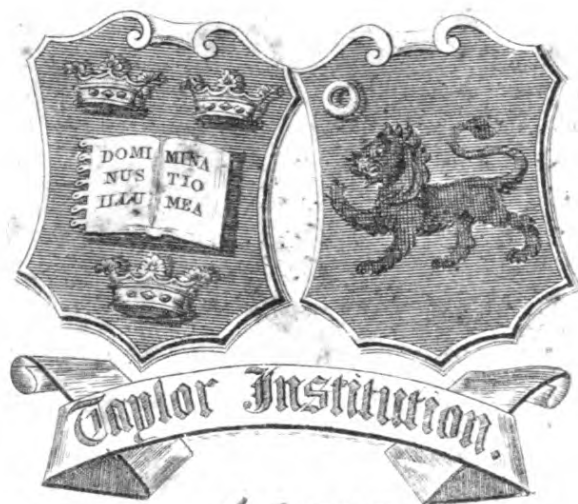


10 Mark/ 8 vols.

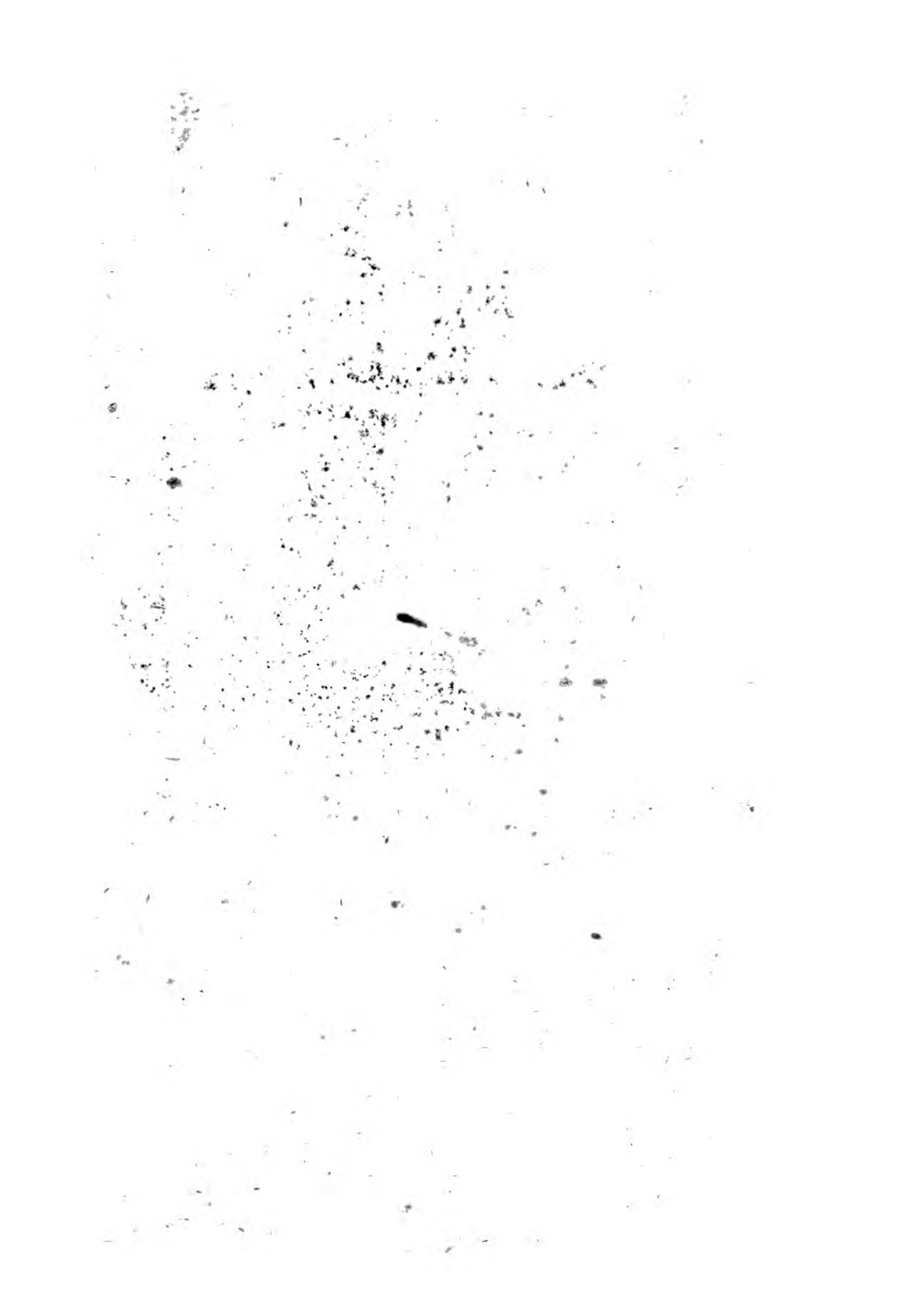
from Ulm

✓

161. c. 14

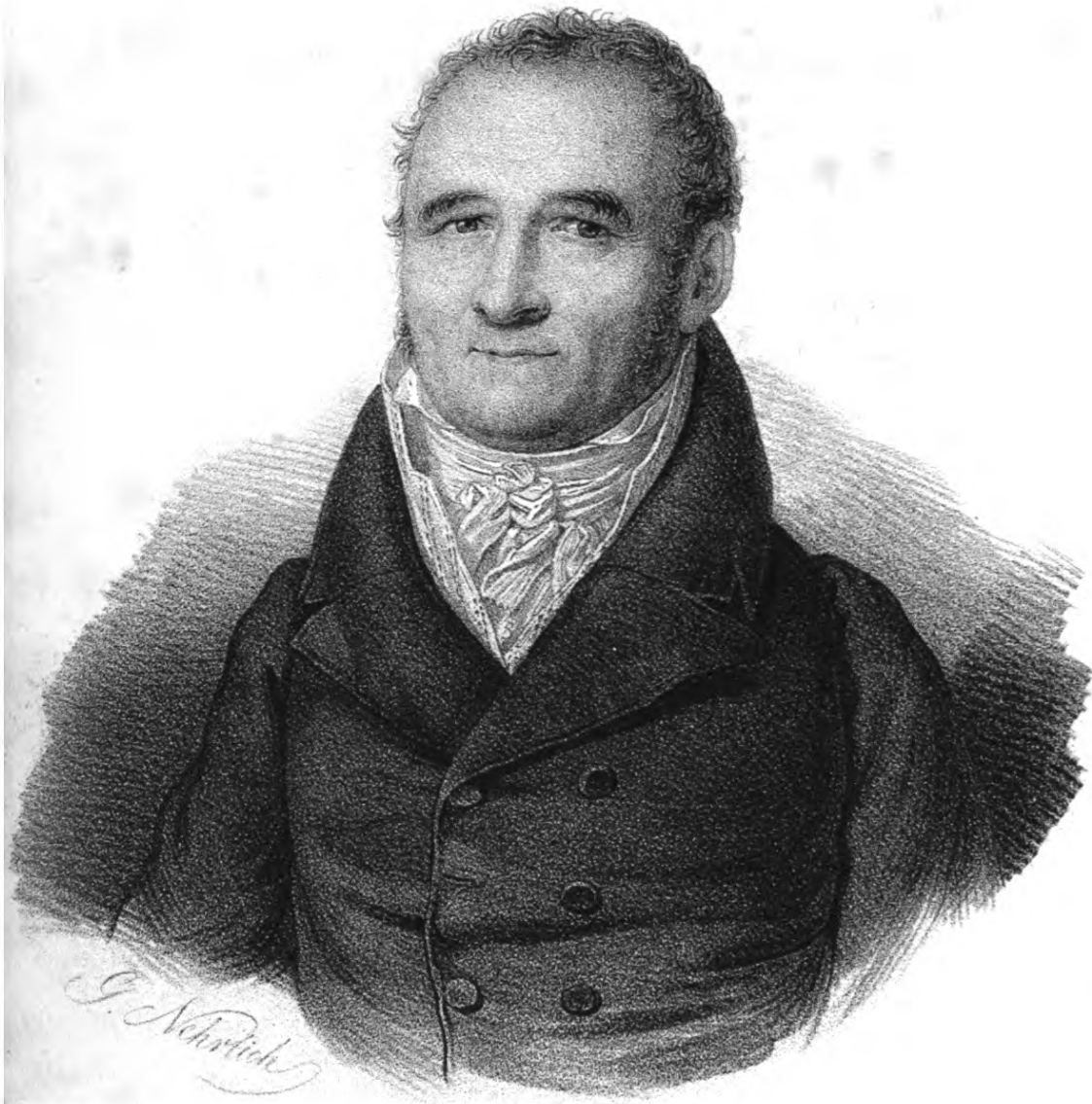


1878









HEBEL.

J. P. Hebel's
sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Erster Band.

Allemannische und hochdeutsche Gedichte.

I.

Mit dem Bildnisse Hebel's.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1 8 3 8.



Leben des alemannischen Dichters
Johann Peter Hebel.

1.

Johann Peter Hebel wurde den 10ten Mai 1760 zu Basel geboren, und den 13ten desselben Jahrs in der Kirche zu St. Peter daselbst getauft.

Sein Vater war Johann Jakob Hebel, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen, einem Badischen Dorfe, welches im Wiesenthale eine Stunde hinter Schopfheim liegt, und von Basel sechs Stunden entfernt ist. Seine Mutter war Ursula, eine geborne Dertlin. Das Vermögen dieser beiden Leute bestand in einem kleinem Hause nebst einigen Grundstücken und Kapitalien. Solches Vermögen hatten sie zum Theil von ihren Eltern geerbt, zum Theil in ihrer Dienstzeit, als sie noch unverheirathet

waren, durch redlichen Fleiß und weise Sparsamkeit erworben.

Johann Jakob Hebel war aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig. Schon als Jüngling verließ er seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Zu Basel wurde er Bedienter bei einem Major, Namens Iselin, welcher zuletzt als Brigadier starb, und begleitete ihn und sein Regiment nach Flandern und an den Niederrhein, so wie später nach Korsika, wo er sich in den Jahren 1756 und 1757 befand. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich mit der genannten Ursula Dertlin, welche er zu Basel, wo sie in dem nämlichen Hause diente, kennen gelernt hatte. Da sie die Tochter eines Bürgers von Hausen war, und hier ihr Vermögen hatte, so nahm er mit ihr in diesem Dorfe seinen Wohnsitz. Weil sie aber beide sich durch ihre Rechtschaffenheit und Treue bei der Familie zu Basel, bei welcher sie in Diensten gestanden waren, eine fortdauernde Achtung und Liebe erworben hatten, und sich ihnen zur Zeit des Frühlings und Sommers in dieser Stadt eine günstigere Gelegenheit zum Erwerbe als in ihrem Heimathsorte darbot, so begaben sie sich jedesmal im Frühling zu ihrer vorigen Herrschaft nach Basel zurück, und blieben einige Monate hindurch daselbst, indem sie theils im Hause, theils im Garten um den Taglohn arbeiteten. Während eines solchen Aufenthaltes im Jahr 1760 geschah es, daß ihr

Sohn, Johann Peter, zu Basel geboren wurde.

Johann Jakob Hebel lebte mit seiner Ehefrau zufrieden und glücklich, aber fröhe schon entriß ihn der Tod den Seinigen. Schon am 25ten Juli 1761 starb er zu Hausen in einem Alter von 41 Jahren, nachdem er kurz vorher krank von Basel zurückgekommen war. Seine Familie verlor an ihm einen rechtschaffenen und treuen Hausvater, der sowohl wegen seines Verstandes, als auch wegen seines gefühlvollen und frommen Gemüthes bei Allen, die ihn kannten, geachtet war. Als er starb, hatte Johann Peter noch nicht völlig ein Alter von einem Jahre und drei Monaten erreicht. Ein jüngeres Kind, mit Namen Susanna, war beim Tode des Vaters erst fünf Wochen alt, aber es folgte ihm noch im nämlichen Jahre in die Ewigkeit.

Dieses Verhängniß, welches die hinterlassene Wittwe getroffen hatte, war schwer; aber auch hier bestätigte sich der alte Spruch, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sie war eine Frau von vorzüglichem Verstande und edlem Gemüthe, und ihre bedrängte Lage diente nur dazu, daß sie bei der Erfahrung der Eitelkeit des irdischen Glückes den hohen Werth ihrer Tugend und Frömmigkeit um so inniger fühlen lernte. Ihr theuerstes Gut auf Erden, an welchem ihr mütterliches Herz hing, war ihr kleiner Knabe, — das einzige Kind.

welches sie noch hatte; und dieser Knabe wurde ihr um so theurer, als sich schon frühe vor ihren Augen die herrlichen Anlagen seines Geistes entwickelten. Aber je mehr sie ihn liebte, um so mehr glaubte sie ihm ihre Liebe nicht besser erweisen zu können, als durch eine gewissenhafte und christliche Erziehung. Frühe schon erkannte sie, daß sein jugendlicher Geist einer wachsamem und strengen Aufsicht bedürfe. Er war ein Knabe von gutmüthigem Herzen, aber bei seinem sehr muntern und regsamen Geiste blieb er nicht von jugendlichem Muthwillen frei, wovon noch jetzt manche Beispiele eigener Art erzählt werden. Deswegen verwendete sie die genaueste Sorgfalt auf seine Erziehung. Mit sanfter Liebe, aber auch, wo es nöthig war, mit ernster Strenge leitete sie ihn auf der richtigen Bahn. Ihr Herz ermüdete nicht in diesem schönen Berufe, und ihre mütterliche Sorgfalt blieb nicht ohne reichen Segen. Besonders machte ihr frommer Geist einen tiefen Eindruck auf ihn, und frühe schon erwachte ein gleicher Geist auch in seinem Gemüthe, und that sich auf eine sehr erfreuliche Weise kund. So zum Beispiel verfertigte er sich als Knabe ein Kästchen, um die Puppen von Raupen darein zu legen, die er gesammelt hatte. Er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab, legte sie hinein, und setzte, nachdem er sie mit Erde leicht zugedeckt hatte, ein kleines Kreuz darüber. Mit Sehnsucht sah er dann ihrer Auferstehung entgegen, und freute sich, wenn diese erfolgte, um so inniger, da sein frommes Herz eine tröstliche Andeutung unsers zukünftigen Lebens darin fand.

Mit der Mutter vereint wirkten andere gut gesinnte Menschen für das Wohl des heranwachsenden Knaben. Besonders nahm sich desselben auch der Schullehrer des Dorfes, Andreas Grether, gewissenhaft und liebevoll an. Bei diesem gieng H e b e l von seinem sechsten Jahre an bis in sein zwölftes in die Schule. Grether liebte den Knaben wegen seiner ausgezeichneten Anlagen sehr, bestrebte sich mit aller Treue, sein Wohl zu befördern, und behandelte ihn eben so mit freundlicher Milde als mit gehörigem Ernste. Das Andenken dieses Mannes trug H e b e l stets in dankbarem Herzen, und äußerte sich oft mit Rührung und Achtung über ihn. Als vor mehreren Jahren an H e b e l von einem seiner Freunde und Schüler, der damals in Schopfheim wohnte, die bekannte Zeichnung des Hauses, in welchem er und seine Mutter einst wohnten, gesendet wurde, wobei sich zugleich noch ein Theil des in der Nähe stehenden Schulhauses darstellt, so schrieb er dem Ubersender zurück: „Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter und mein Schulmeister; Andreas Grether, die so Vieles an mir thaten, denen ich so Vieles verdanke.“

Neben der teutschen Schule zu Hausen besuchte H e b e l, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse im Lesen und Schreiben erlangt hatte, auch die lateinische Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte. Wahrscheinlich erhielt er noch bei A u g u s t

Gottlieb Preuschen, welcher bis zum Jahre 1769 Diakonus zu Schopfheim und Lehrer der lateinischen Schule war, den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Auf Preuschen folgte aber Karl Friedrich Obermüller, welcher im Jahre 1810 als Pfarrer zu Weitnau starb. Von diesem wurde er mehrere Jahre unterrichtet.

Außerdem aber empfing Hebel auch zu Basel Unterricht im Lateinischen, so wie im Zeichnen und in andern Lehrgegenständen. Auch jetzt noch besuchte seine Mutter oft die Familie zu Basel, bei der sie im Dienst gestanden war, und hielt sich gewöhnlich im Sommer längere Zeit daselbst auf, um durch Arbeit sich Lohn und Unterhalt zu erwerben. Während dieser Zeit genoß er daher in dieser Stadt den nöthigen Schulunterricht.

So brachte er einen großen Theil seines Knabenalters abwechselnd bald in einem armen Dorfe, bald in einer reichen Stadt zu, und lernte das menschliche Leben von verschiedenen Seiten kennen. So lange er sich in Hausen befand, lebte er in Dürftigkeit. Er mußte sich mit geringer Kost begnügen, und, gleich andern Knaben wenig bemittelter Eltern, manche beschwerliche Arbeiten verrichten. Mühsam mußte er im Winter seiner Mutter das nöthige Holz zusammenlesen und nach Hause tragen. Zuweilen arbeitete er auch für das Eisenwerk zu Hausen,

indem er Steine für den Schmelzofen zerschlagen half. In den Tagen aber, in welchen er sich zu Basel aufhielt, lebte er im Hause einer vornehmen und reichen Familie, ohne die Beschwerden der Armuth zu fühlen. Stets erfreute er sich hier einer freundlichen und liebevollen Behandlung. Unvergeßlich blieb ihm daher das Gute, welches ihm auf diese Weise zu Theil ward. So oft er in späteren Jahren in die Nähe von Basel kam, besuchte er die edle Familie, von welcher er als Knabe so manche Wohlthat empfangen hatte; und als er später seine Wohlthäterin, die Gemahlin Iselin's, nicht mehr unter den Lebenden fand, so verließ er doch Basel nie, ohne die Stätte ihres Grabes besucht zu haben.

Als aber H e b e l das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, traf ihn ein schweres, und ohne Zweifel das schwerste Verhängniß seines Lebens. Seine Mutter wurde, als sie nicht völlig das siebenundvierzigste Jahr vollendet hatte, im October 1773 während ihres Aufenthalts zu Basel von einer Krankheit überfallen. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die ihr im Hause ihrer Herrschaft zu Theil wurde, wünschte sie doch in ihre Heimath zurückgebracht zu werden, in der Hoffnug, daß sie bei ihren Verwandten daselbst leichter genesen werde. Ihrem dringenden Wunsche wurde nachgegeben, und ein Einwohner von Hausen holte sie am 16ten October desselben Jahres mit einem Fuhrwerke von Basel ab. Bei der kranken Mutter befand sich zugleich der

Sohn als Begleiter. Noch ahndete man, als sie Basel verließen, die Nähe des Todes nicht. Auf der Straße aber zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, ungefähr in der Mitte des Wegs von Basel nach Hausen, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken so sehr, daß alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Ehe nur ein Arzt herbeigeholt werden konnte, lag sie in den letzten Zügen, und verschied unter dem lauten Schluchzen und Weinen ihres bei diesem herzerreißenden Anblicke trostlosen Sohnes. Ihr Leichnam wurde hierauf nach Hausen gebracht, und auf dem Kirchhofe daselbst beerdigt.

Auf's innigste liebte H e b e l seine Mutter, und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm ihr Andenken heilig. Nur mit der tiefsten Rührung vermochte er an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Auch in einer an eine Landesgemeinde gerichteten Antrittspredigt, die er im 60sten Jahre seines Lebens schrieb, aber nicht vollendete, erwähnt er derselben. Er habe, sagt er, im dreizehnten Jahre seine Mutter verloren. „Aber“ — fährt er fort — „der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“

2.

Als Hebels Mutter gestorben war, wurden ihr Haus und ihre Grundstücke verkauft, und das ganze Vermögen, welches dem Sohne zufiel, betrug zweitausend fünfshundert Reichsgulden. Schon mehr als ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie ihn seinem Lehrer D e r m ü l l e r in die Kost und in die Wohnung gegeben, damit er desto ungestörter seine Zeit dem Unterrichte, den er bei demselben empfangen sollte, widmen könnte; und in diesem Verhältnisse blieb H e b e l bis zur Confirmation. Außer dem Unterrichte, welchen er bei D e r m ü l l e r im Lateinischen, im Griechischen und in andern Lehrgegenständen empfing, wurde er auch von J o h a n n C h r i s t i a n Z i l l y, welcher damals Präceptor zu Schopfheim war, in der Geometrie, im Rechnen und im Schreiben unterrichtet.

Die vorzüglichen Fähigkeiten, die er immer mehr an den Tag legte, und die immer größeren Fortschritte, die er in seinen Kenntnissen machte, bestärkten seine Freunde immer fester in der Hoffnung, daß etwas Ausgezeichnetes aus ihm hervorgehen werde. Er hatte frühe schon Neigung zum Studiren gefaßt, und seine Freunde ermunterten ihn zur Ausführung dieses Entschlusses. Besonders war es die Theologie, die sein Gemüth ansprach. Er wünschte sich dem geistlichen Stande zu widmen; denn von früher Jugend an schien ihm der Beruf eines Predigers der

schönste zu seyn. Schon als kleiner Knabe hatte er manchmal auf einem Tische oder Stuhle gepredigt, und dadurch seine Neigung zu erkennen gegeben.

Im Mai 1774, bald nach seiner Confirmation, begab er sich in Begleitung seines Vormunders, Sebastian Wehrer, eines Bürgers von Hausen, nach Karlsruhe, um in der gelehrten Anstalt, die damals unter dem Namen „Gymnasium illustre“ daselbst blühte, sich weiter auszubilden, und für die Universität vorzubereiten. Um diese Zeit war Joh. Christian Sachs, der bekannte Verfasser einer Geschichte Badens, Rector des Gymnasiums. Neben ihm lehrten Johann Leonhard Walz der Ältere, welcher zugleich Oberhofprediger war, Christoph Mauriti, Gottlob August Tittel, Johann Lorenz Böckmann, Karl Joseph Bougine, und Wilhelm Friedrich Wucherer, von welchen Männern die meisten durch ihre Schriften bekannt sind.

Da Hebel's Vermögen nicht bedeutend war, wurde er von einigen edlen Männern auf menschenfreundliche Weise unterstützt. Georg Friedrich Hummel, Geheimer Hofrath und Ephorus des Gymnasiums, machte ihm von Zeit zu Zeit Geschenke mit Geld. Christoph Mauriti, Kirchenrath und Professor, welcher bereits erwähnt wurde, gab ihm in jeder Woche an einem Tage unentgeltlich

die Kost. Besonders aber nahm sich desselben August Gottlieb Preuschen liebevoll an, der ihn schon früher in Schopfheim kennen gelernt hatte, und seit dem Jahr 1769 als Hofdiakonus zu Karlsruhe angestellt war. Preuschen gab ihm nicht nur zwei Tage in jeder Woche freie Kost, sondern auch unentgeltlich ein Wohnzimmer in seinem Hause, und übernahm die Aufsicht über ihn, so lange sich H e b e l als Schüler in Karlsruhe befand.

Vier Jahre brachte H e b e l in dieser Stadt zu, und zeigte sich im erfreulichsten Lichte. Er war einer der ausgezeichnetsten Schüler des Gymnasiums, und machte vorzügliche Fortschritte. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugnisse zur Universität entlassen.

Unter den Universitäten wählte er Erlangen, wo damals besonders zwei berühmte Theologen lehrten. Der eine war Georg Friderich Seiler, unter dessen zahlreichen Schriften besonders sein biblisches Erbauungsbuch bekannt ist; der andere Johann Georg Rosenmüller, dessen Scholien zum neuen Testament noch immer als ein gutes Handbuch gebraucht werden. Letzterer war zugleich in dem Jahr, als H e b e l nach Erlangen kam, Prorector der Universität, und unterzeichnete am 8ten Mai 1778 den Aufnahmschein, vermöge dessen H e b e l in die Reihe der akademischen Bürger eintrat.

Auf der Universität zeichnete sich H e b e l nicht

durch angestregten Fleiß aus. Ein anhaltendes Besuchen der Collegien und vieles Studiren sprach seinen freien und selbstthätigen Geist nicht sehr an. Aber auch mit geringerem Fleiße brachte er es durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten dahin, daß er nach seiner Zurückkunft die ihm auferlegte Prüfung zu Karlsruhe im September 1780 wohl bestand, und unter die Candidaten der Theologie aufgenommen wurde.

3.

Nachdem H e b e l seine Prüfung zu Karlsruhe bestanden hatte, so begab er sich in die geliebte Gegend zurück, in welcher er einst als Knabe gelebt hatte. In Hertingen, einem Dorfe, welches in einer schönen Gegend vier Stunden unterhalb Basel liegt, und ungefähr fünf von Schopfheim entfernt ist, wurde er von dem Pfarrer Philipp Jakob Schlotterbeck als Hauslehrer für seine Kinder angestellt. Zugleich unterrichtete er die Kinder eines andern Einwohners daselbst. Später unterstützte er den Pfarrer auch in kirchlichen Geschäften, nachdem er im August 1782 ordinirt worden war.

Der Aufenthalt in Hertingen war für H e b e l sehr angenehm, und mit Vergnügen sprach er auch in späteren Jahren oft noch davon. Schon im März 1783 aber wurde er von da abberufen, und zum Hilfslehrer an dem Pädagogium zu Lörrach mit dem Titel: Präceptorats-Vicarius, ernannt.

Nicht leicht konnte ihm ein angenehmerer Aufenthaltsort zu Theil werden, als es durch diese Anstellung geschah. Lörrach, eine kleine aber freundliche Stadt, liegt am Ausgange des lieblichen Wiesenthals, ungefähr vierthhalb Stunden von dem ebenfalls freundlichen Schopfheim entfernt, und anderthalb Stunden von Basel, welches sich südlich von Lörrach in einer prächtigen Lage dem Auge darstellt. Die nahen Anhöhen gewähren die herrlichste Aussicht, und auf einigen derselben, wie auf dem mit Nebel besetzten Tüllinger Berge, an dessen Ecke sich das Wiesenthal mit dem großen Rheinthale vereinigt, sieht man drei Länder vor sich: Deutschland, Frankreich und die Schweiz. In dieser Stadt, in deren Umgebung die Natur so viel Großes und Herrliches darbietet, und die ihm wegen der Nähe seiner Heimath um so angenehmer war, brachte er nun acht und ein halbes Jahr zu, und die Tage, die er hier verlebte, waren die schönsten und heitersten seines Lebens.

Mit reichem Segen wirkte er in seinem Berufe, und fand bei den Eltern, deren Kinder er unterrichtete, dankbare Anerkennung. Bei den gründlichen Kenntnissen, die er in manchen Lehrfächern besaß, bei dem trefflichen Verstande, mit dem er sich schnell in jedes Fach, wenn es ihm unbekannt war, einarbeitete, welches namentlich bei der Naturgeschichte geschah, die er, um sie lehren zu können, selbst erst lernen mußte, und bei der sanften Gemüthsart und der heiteren Freundlichkeit, womit er die

Herzen der Schüler zu gewinnen mußte, eignete er sich ganz vorzüglich zum Lehrer. Bei allen seinen Schülern erwarb er sich Achtung, Liebe und Dank.

Außer dem Unterrichte, den er an dem Pädagogium ertheilte, besorgte er zuweilen auch kirchliche Geschäfte. Er predigte manchmal theils in der Stadt, theils in der umliegenden Gegend. Auch in dieser Hinsicht fand er vielen Beifall.

Besonders aber gewann er durch das Angenehme seines gesellschaftlichen Umgangs die Herzen derer, die ihm nahe waren. Er lebte unter einem, durch gesunden Verstand, gefühlvolles Gemüth, einfache Sitten und redliche, fromme Denkungsart sich auszeichnenden Volke, das den Umgang mit einem Manne, wie er war, nicht anders als sehr hoch schätzen konnte. Mit seinem geistreichen Wesen, seinem eigenthümlichen Scharfsinn und seinem unerschöpflichem Witz, so wie mit seiner freundlichen ungeheuchelten Gemüthlichkeit und Einfachheit der Sitten, und dabei mit seinem heiteren und frohen Sinne zog er die Menschen aus allen Ständen und vom verschiedensten Alter an sich. Bei ihm fand der Landmann wie der höhere Gewerbsmann, und der wissenschaftlich gebildete Staatsdiener angenehme Unterhaltung. Wie der Knabe und der Jüngling, so schloßen sich der Mann und der Greis im Umgange gern an ihn an. Wer in jener Gegend wohnte, und ihn kennen lernte, liebte und achtete ihn.

Besonders aber waren es drei Männer, die sich damals des Umgangs mit ihm vorzüglich zu erfreuen hatten, und stets mit ihm in der vertrautesten Freundschaft standen. Der eine war Wilhelm Engelhart Sonntag, damals Lehrer der lateinischen Schule in der drei Stunden von Lörrach entfernten Stadt Kandern, und später Pfarrer zu Bögingen, wo er im Jahr 1799 im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens starb. Schon auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo sie miteinander studirten, schloßen sie ihren innigen Freundschaftsbund, dem sie bis in den Tod getreu blieben. Der andere war Tobias Güntert, damals Prorector des Pädagogiums zu Lörrach, und später Pfarrer zu Weil, wo er im Jahr 1821 starb. In Günterts Hause gieng Hebel zu Lörrach in die Kost, und genoß viele frohe Stunden, und viele ihm unvergeßliche Beweise der Freundschaft. Der dritte ist Wilhelm Friedrich Hügig, der im Jahr 1787 als Pfarrvicarius nach Lörrach kam, später Prorector des Pädagogiums daselbst wurde, hierauf in Rötteln, in Schopfheim und in Uuggen nacheinander angestellt war, und gegenwärtig wieder zu Lörrach als Pfarrer dieser Stadt und als Decan der Diözese mit dem Titel „Kirchenrath“ sich befindet, in welchem zweifachen Berufe er mit reichem Segen und im Besitze allgemeiner hoher Achtung stets fortwirkt. Hebel liebte und schätzte ihn sehr, und stand bis an seinen Tod mit ihm in vertrautester Freundschaft.

4.

Lange war Hebel von der Oberkirchenbehörde nicht so erkannt und geachtet, wie er es verdiente. Daß er ein geistreicher junger Mann und sehr brauchbarer Lehrer war, entgieng ihr nicht, aber sie erkannte ihn lange Zeit nicht nach dem vorzüglichen Grade seiner Würdigkeit. Acht und ein halbes Jahr mußte er sich zu Lörrach als Präceptoratsvicarius mit einer jährlichen Besoldung von ungefähr 350 Gulden begnügen, wobei er von seinem eigenen Vermögen zusetzte; und eilf Jahre, vom Jahr seiner Aufnahme unter die Candidaten an gerechnet, wartete er auf Anstellung an einer Pfarrei oder an einem Diaconat. So lange er als Präceptoratsvicarius in Lörrach sich befand, gehörte er in die Reihe der Candidaten. „Eilf Jahre“, sagte er daher in seiner oben erwähnten Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, „bis in das einunddreißigste meines Lebens wartete ich vergeblich auf Amt und Versorgung. Alle meine Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias sagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel.“

Die Neigung seines Gemüths war hauptsächlich auf eine Anstellung an einer Landpfarrei gerichtet; aber die Vorsehung lenkte es anders. Es war nicht das stille, bescheidene Loos des Dorfpredigers, das ihn erwartete, sondern es war eine glänzendere Höhe, wohin er geführt werden sollte.

Allmählig immer mehr von der ausgezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, beschloß die oberste Kirchen- und Schulbehörde ihn nach Karlsruhe an das Gymnasium zu berufen. Diese Anstalt enthielt damals zwei Abtheilungen. Die eine umfaßte die untern Schüler, welche sechs verschiedene Klassen nach dem Verhältniß ihrer Kenntnisse ausmachten; die andere die obern, welche den Namen „Exernten“ führten, und in drei Ordnungen eingetheilt waren. H e b e l wurde im Spätjahr 1791 als Lehrer bei der Abtheilung der untern Schüler, und zwar an der obersten und zweitobersten Klasse derselben mit dem Titel „Subdiakon“ angestellt. Er hatte in diesem Berufe theils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, theils in Realien, wie zum Beispiel in der Naturgeschichte, Unterricht zu ertheilen. Dabei war ihm auch zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geschäfte blieben ihm auch, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakon ernannt wurde.

Wenig bekannt war er noch, als er in der Residenzstadt Karlsruhe ankam; aber bald leuchtete sein Name wie ein freundlicher Stern, der in der Nacht aus einer Wolke hervorbricht. Bald erlangte man allgemein die Ueberzeugung, daß ein vortrefflicher Lehrer für die Anstalt an ihm gewonnen sey. Nicht nur in denjenigen Lehrgegenständen, in welchen er

bereits gründliche Kenntnisse besaß, wie in der lateinischen und griechischen Sprache, sondern auch in solchen, in die er sich selbst erst einarbeiten mußte, welches jetzt namentlich bei der hebräischen Sprache geschah, lehrte er mit dem besten Erfolge; denn bei seinem ausgezeichneten Verstande und bei seiner trefflichen Lehrgabe, wie sie nur selten gefunden wird, war er jedem Unterrichte, den er zu geben hatte, gewachsen. Man bewunderte an ihm die Kunst, auf eine ebenso leichte und angenehme Weise als mit reichem Segen zu unterrichten. Sein Blick war auch hier beim Unterrichte stets freundlich, seine Rede sanft und lieblich, sein Ernst, wenn er ihn zeigen mußte, würdig, sein Vortrag lichtvoll und deutlich. Wie ein Vater stand er unter seinen Schülern; alle Herzen, von Liebe und Achtung ergriffen, waren ihm zugethan.

Wie im Lehrzimmer, so gewann er auch auf der Kanzel großen Beifall. Wenn er vor Landgemeinden predigte, war seine Rede sehr einfach, und leicht zu verstehen. In der Hofkirche zu Karlsruhe aber waren seine Predigten hauptsächlich an Zuhörer aus höheren Ständen gerichtet. Daher wendete er bei diesen Predigten nicht immer die gleiche Sorgfalt auf die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, wie sonst bei andern Arbeiten. Was aber seinen Predigten bei seinen Zuhörern einen hohen Werth verlieh, war der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, und der ächt christliche Geist,

der darin athmet, so wie die Wärme des Herzens, die sich in ihnen kund thut. Auch die Art seines Vortrags war angenehm. Er sprach mit Ruhe und mit tiefem Gefühle. Er verschmähte alle künstliche Declamation, aber der Ton war der treue Ausdruck seines fühlenden Herzens. Er bewegte nur selten seine Hände, aber um so bedeutungsvoller war der Ausdruck seiner Augen und seiner Gesichtszüge. Unter die große Zahl derjenigen, bei welchen Hebel als Prediger ausgezeichneten Beifall erlangte, gehörte auch Badens. großer Regent, Karl Friedrich, der gewöhnlich sein Zuhörer war. Von diesen Predigten wurden während der Lebenszeit Hebels nur zwei dem Drucke übergeben, und beide auf besonderes Verlangen seiner Freunde. Die eine, welche am vierten Sonntag nach Trinitatis 1794 über Apostelgeschichte Kap. 5. Vers 30 und 31 gehalten wurde, und vom glücklichen Loose des christlichen Menschenfreundes handelt, kam im Jahr 1795 heraus mit dem Titel: „*Etwas zur Befestigung des Glaubens an die göttliche Weisheit und Güte bei den Schicksalen unglücklicher Gottesverehrer und Menschenfreunde.*“ Die andere, die er am zweiten Christtage 1796 über den Text Luk. 2. Vers 15 bis 20 vortrug, und in welcher er darüber sprach, wie Jesus mehr als einmal unerwartet unter den Menschen erschien, wurde im Anfang des Jahres 1797 herausgegeben. Vielleicht würde er selbst noch mehrere öffentlich mitgetheilt haben, wenn er länger gelebt hätte.

Auch der gesellschaftliche Umgang trug, wie einst in Lörrach, so auch in Karlsruhe viel zu der hohen Achtung und Liebe bei, die er sich erwarb. Alle die herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes, die er dort gezeigt hatte, erkannte und bewunderte man auch hier. Junge und Alte, Bornehme und Geringe fühlten sich auch hier in seiner Gesellschaft, durch seine ausgezeichnete Gabe zu unterhalten und zu erheitern, auf's innigste ergriffen, und an ihn gezogen; und wohl kann man sagen, daß er der unterhaltendste und beliebteste Gesellschafter in der ganzen Residenzstadt war.

Unter die Freunde und Verehrer H e b e l s gehörte besonders auch der damalige Geheimrath F r i e d r i c h B r a u e r, der seit 1793 als Präsident an der Spitze des Consistoriums stand, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter, so wie auch als Mensch und als Christ groß war, und sich durch seine Verdienste um Staat und Kirche ein Andenken erwarb, das noch lange im Segen bleiben wird. Brauer liebte und schätzte seinen Freund H e b e l sehr, und ergriff, so wie auch das Collegium, dem er vorstand, gern die Gelegenheit, die sich im Jahr 1798 darbot, denselben zu befördern. Am 21ten März dieses Jahres wurde H e b e l zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache für die Abtheilung der Fremten des Gymnasiums mit bedeutender Erhöhung seiner Besoldung ernannt. In diesen Lehrfächern sollte er diejenigen Fremten,

welche Theologie studiren wollten, fortan unterrichten. Dabei hatte er aber auch jetzt noch mehrere Lehrstunden in alten Sprachen und in der Naturgeschichte den Klassenschülern, die er bisher unterrichtet hatte, zu ertheilen. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Selten nur trat er noch in diesem und einigen folgenden Jahren als Prediger auf. Die wenigen Festpredigten aber, die er seitdem hielt, wurden wegen ihrer Vortrefflichkeit mit vorzüglichem Beifall aufgenommen, und sind, wie die Ausgabe seiner Werke beweist, noch vorhanden.

Der hebräische Unterricht bei den Fremten kam dadurch, daß er ihm übertragen wurde, in sehr gute Hände. Zwar hatte er nur geringe Kenntnisse der hebräischen Sprache nach Karlsruhe mitgebracht, aber bald, nachdem er an das Gymnasium berufen worden war, sich eine vorzügliche Tüchtigkeit zu diesem Lehrfache erworben. Auch mit der chaldäischen Sprache, so wie mit den Anfangsgründen der syrischen und arabischen hatte er sich bekannt gemacht. Sein Unterricht im Hebräischen war, wiewohl er hinsichtlich der Grammatik Manches, das ihm kleinlich schien, nicht so genau nahm, als es Andere genommen haben würden, dennoch gründlich, und, besonders wenn er die herrlichen Gefänge von David, Assaph, Jesajas, Joel und Nahum, vor sich hatte, sehr anziehend und geistreich. In vorzüglichem Grade besaß er die Fähigkeit, in den

Herzen seiner Zuhörer ein lebendiges Gefühl des schönen und erhabenen Geistes der hebräischen Dichtkunst zu erwecken. Noch erinnern sich seine Schüler mit dem innigsten Vergnügen an die lehrreichen Stunden, die sie in diesem Unterrichte zubrachten.

Auch sein Unterricht in der Dogmatik, den er der obersten Ordnung der Exercenten ertheilte, verdient mit Lob erwähnt zu werden. Mit Recht betrachtete er diesen nur als eine Vorbereitung für das dogmatische Studium auf der Universität, und beschränkte sich darauf, seinen Zuhörern einen kurzen Abriss der christlichen Glaubenslehre zu geben, und das Wichtigste aus der Dogmengeschichte beizufügen. Der Geist, in welchem er lehrte, war der rein biblische, ausgehend von dem Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, und von der Anerkennung der göttlichen Würde des Stifters der christlichen Religion. Mit weiser Besonnenheit und zarter Gewissenhaftigkeit hütete er sich, in die Gemüther der Jünglinge den Keim der Zweifelsucht oder des Unglaubens zu pflanzen. Auf diese Weise wußte er den Unterricht einer Wissenschaft, die sonst ganz der Universität überlassen wird, auf dem Gymnasium für die angehenden Theologen nützlich zu machen.

Brauer, von Hebel's guten theologischen Kenntnissen und seiner trefflichen Lehrart immer mehr überzeugt, ermunterte ihn, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Hebel

hielt damals für das Beste, Luthers Katechismus neu zu bearbeiten, und dabei die Arbeit von Herder zu Grunde zu legen. Um's Jahr 1801 unterzog er sich wirklich diesem Geschäfte, und legte sodann den neu bearbeiteten Katechismus der Oberkirchen-Behörde vor, die diesen mit Beifall aufnahm, und in Abschriften zur Beurtheilung an die Diözesen sandte. Da aber das neue Lehrbuch den Wünschen eines großen Theils der Geistlichen nicht entsprach, so konnte es nicht eingeführt werden, und es wurde weder zu Hebel's Lebzeiten, noch nach seinem Tode dem Druck übergeben.

Neben diesen Geschäften befaßte sich Hebel seit seiner Anstellung zu Karlsruhe besonders mit dem Studium der Naturgeschichte, und brachte es in diesem Fache bis zu einem vorzüglichen Grade der Gelehrsamkeit. Der Ruf von seinen trefflichen Kenntnissen in der Naturgeschichte verbreitete sich durch seine Freunde und Verehrer selbst im Auslande. Den 1ten März 1799 wurde er daher von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede, und den 9ten Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum correspondirenden Mitgliede ernannt.

5.

Höher aber fieng um diese Zeit sein Ruhm an, von einer andern Seite zu leuchten, gleich einer lieb-

lichen Morgensonne, die in stiller Herrlichkeit aufgeht, und mit ihrem freundlichen Glanze alle Herzen entzückt.

Obgleich nämlich H e b e l zu Karlsruhe in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, so vermißte er doch die Heimath, in der er als Knabe und Jüngling gelebt hatte, jene herrliche Gegend, die oben von den freundlichen und fruchtbaren Fluren bei Basel zwischen dem Rheine und Schwarzwalde hinab bis zu den lieblichen und segensreichen Gefilden bei Müllheim und Badenweiler sich erstreckt. Er vermißte zugleich das daselbst zurückgelassene Böklein, unter dem er geboren war. Die Menschen dieser Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geist, durch ein tief fühlendes und frommes Gemüth, durch Fleiß in ihrem Berufe, durch Einfachheit in ihren Sitten, und durch einen freundlich heiteren Sinn, waren und blieben seinem Herzen sehr werth. Ein heimwehähnliches Sehnen erwachte bei der Rück-erinnerung in seiner Brust, und niemals vermochte er es ganz zu unterdrücken. Zwar machte er fast jedes Jahr in der Ferienzeit zu Ostern oder im Herbst eine Reise in die geliebte obere Gegend, um seine Freunde zu besuchen; aber dieses diente nur dazu, die alten Gefühle in ihm neu zu beleben. In den Stunden der Einsamkeit kehrten stets wieder die Bilder der vergangenen Zeit vor seine Seele zurück. Mit stiller Wehmuth erinnerte er sich der freundlichen Städte und Dörfer, in denen er einst

lebte, und der lieblichen Thälen, wo er einst so oft weilte, besonders der Gefilde, durch welche die Wiese strömt, und der blumenreichen Hügel, auf deren einem das Bergschloß Rötteln mit seinen ehrwürdigen Trümmern als mächtiger Zeuge der Vergänglichkeit steht; und mit tiefer Sehnsucht dachte er an die lieben Seelen, denen sein Herz auch in der Ferne nahe war. Alle diese Rückerinnerungen erweckten in seinem Gemüthe den mächtigen Drang, die Gemüthsart und Lebensweise jenes Volkes, unter welchem er einst lebte, in der eigenen Mundart des Volkes dichterisch darzustellen, und dessen Bild, hervorgerufen aus der Tiefe des innigst bewegten liebevollen Gemüthes, und verklärt im Spiegel der dichterischen Phantasie, idealisch der Welt zu geben. So entstanden die allemannischen Gedichte, die er meist in den Jahren 1801 und 1802 verfaßte. Hebel selbst äußerte daher, daß das Heimweh sie erzeugt habe.

Schüchtern von Natur konnte er nicht ohne fremden Zuspruch sich entschließen, sie öffentlich im Drucke herauszugeben; aber aufgemuntert durch das Urtheil sachkundiger Freunde, und durch den großen Beifall, welchen einige in Abschriften verbreitete Gedichte allenthalben gefunden hatten, faßte er den Entschluß. Noch hatte er keinen schriftstellerischen Ruhm, und sah sich daher genöthigt, den Weg der Subscription einzuschlagen.

Im Anfang des Jahres 1803 erschien die erste

Angabe der allemannischen Gedichte zu Karlsruhe in der Macclottischen Hofbuchhandlung. Es waren zweiunddreißig Gedichte, die an das öffentliche Licht traten. Dabei befanden sich zugleich vier treffliche Melodien. Drei davon zu den Liedern: Freude in Ehren, Hans und Berene, und: Wächterruf, hatte Karl Ludwig Müller, Pfarrer in Griesenheim, verfaßt. Die vierte zum Morgenstern hatte Hebel von einem unbekanntem Verfasser aus Colmar im Elsaß erhalten.

Der Eindruck, den die allemannischen Gedichte bei ihrem Erscheinen überall machten, war außerordentlich. Wer sie las, fühlte sich hoch erfreut. Gebildete und ungebildete Leser, Leute von den niedrigsten Volksklassen und von den vornehmsten Ständen betrachteten sie mit dem innigsten Vergnügen. Der Greis las sie mit der tiefsten Rührung; das Kind hörte sie mit Entzücken an. Und was der wahre Beweis des natürlich und ewig Schönen ist: wer sie las oder anhörte, konnte sie immer wieder von neuem lesen oder anhören; ihr Reiz veraltete nicht, und verlor sich nicht. Mit der höchsten Bewunderung erkannte und fühlte man die herrlichen Eigenschaften, die sich in diesen Gedichten zeigen, die natürliche Einfachheit und Schönheit, die Eigenthümlichkeit sowohl des Stoffes, als auch der Art, wie dieser Stoff bearbeitet worden war, den kindlichen Sinn, mit dem der Dichter Alles in der Natur zu beleben und zu beseelen wußte, die lieb-

liche Naivität, mit der er die Herzen so wohlthätig anspricht, den trefflichen Witz, den heiteren Frohsinn, und den unschuldigen Scherz, und besonders auch das tiefe Gefühl der Sittlichkeit und der Religion, so wie die ausgezeichnete Kraft und die aufstieffte ergreifende Erhabenheit der Gedanken und Schilderungen, ohne irgend einen künstlich gesuchten Schmuck des Ausdrucks. Kein Gedicht erschien in der ganzen Sammlung, dem nicht der Ruhm eines vorzüglichen Werthes zu Theil wurde. Welches aber unter diesen schönen Gedichten das schönste sey, ob die Wiese, oder der Morgenstern, oder der Karfunkel, oder der Sommerabend, oder die Mutter am Christabend, oder das Gespenst an der Randerer Straße, oder das Habermuß, oder Sonntagsfrühe, oder der Wächter in der Mitternacht, oder die Vergänglichkeit, oder die Spinne, oder irgend ein anderes, darüber konnten die Leser kaum mit sich selbst, geschweige denn mit anderen einig werden. Bei dem Gedichte übrigens, worin er die Vergänglichkeit so rührend besang, folgte er besonders der kindlichen Stimme seines Gemüths, indem er das Gespräch auf die Straße zwischen Brombach und Steinen versetzte. Hier war einst seine Mutter gestorben, und von hier aus mußten die Trümmer des Röttler Schlosses, die dem Auge des Wanderers im Wiesen-thale sich darstellen, als mächtige Zeugen der Vergänglichkeit einen besonderen Eindruck auf sein Herz machen.

Wald erschienen auch in öffentlichen Blättern die Urtheile ausgezeichneter Männer und Kunstrichter über Hebel's Gedichte. Die Stimme des Volkes wurde dadurch bestätigt.

Zuerst als öffentlicher Beurtheiler trat Johann Georg Jacobi auf, der liebliche Dichter, der im ganzen teutschen Vaterlande mit Achtung genannt wird. Im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt vom 23ten Februar 1803 sprach er das freudige Gefühl aus, das ihn beim Lesen dieser Gedichte ergriffen hatte. Jedes dieser Gedichte, sagte er, habe etwas Eigenthümliches, in jedem wehe der wohlthätige Geist seines Verfassers. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiederzugeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme. Auch machte er darauf aufmerksam, wie Hebel mit eigenen Augen sah, mit eigenem Herzen empfand, und das Gesehene und Empfundene treu darstellte, und wie er sich in den gemeinen Bürger und Landmann ganz hineindachte, in den ländlichen Bildern seine süßesten Erinnerungen aus den Jugendjahren aussprach, keine geschaffenen, sondern ungerufen gekommene Bilder gab, und glücklich mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebte, den Zeiten, Gestalt und Rede verlieh, und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen fand. Nicht genug, setzte er hinzu, könne er

die Kunst bewundern, mit welcher Hebel die wichtigsten Wahrheiten, die so weit über dem Gesichtskreise des Feldbewohners liegen, versinnlicht zu diesem herabbringe, und nicht genug dem Dichter danken für die Liebe zum Guten und Schönen, die jeden Scherz heilige, und jeder Volksfage eine bedeutende Warnung oder einen Trost unterlege. Hebel's Gedichte seyen von solcher Art, daß sie in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken müßten, dessen Geschmack unverdorben und dessen Herz der Stimme der Natur noch offen sey. Auf ähnliche Weise sprach auch später noch Jacobi in der Iris sein Lob über Hebel's Gedichte aus.

Im nämlichen Jahre aber, in welchem die allemannischen Gedichte erschienen, erhob sich auch noch eine andere, und noch mächtigere Stimme für dieselben. Jean Paul, einer der größten Geister, die je unter dem teutschen Volke lebten, sprach im November 1803 in der Zeitung für die elegante Welt, in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift, seinen Beifall und seine Freude aus. „Unser allemannischer Dichter, sagt er, „hat für alles Leben und alles Seyn das „offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und „jeder Stern und jede Blume wird ihm ein „Mensch. Durch alle seine Gedichte greift die „ses schöne Zueignen der Natur, deren allego- „risirende Personification er oft bis zur Kühn- „heit der Laune steigert, z. B. im ganzen ersten

„Gedicht: die Wiese.“ — „Er ist“, fährt er fort, „naiv, er ist von alter Kunst und neuer Zeit gebildet, er ist meistens christlich-elegisch, zuweilen romantisch-schauerlich, z. B. in der hohen Erzählung: der Karfunkel; er ist ohne Phrasen-Triller, er ist zu lesen, wenn nicht einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt er durch die Blumengöttin selber, durch die Poesie. Das Schweizer Alphorn der jugendlichen Sehnsucht und Freude hat er am Munde, in dem er mit der andern Hand auf das Abendblühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten anfängt, wenn auf den Bergen die Berglocken schön herabrufen.“

Eine geraume Zeit nachher machte ein anderer der berühmtesten Männer Deutschlands seine Ansicht über die allemannischen Gedichte bekannt. G ö t t e nämlich beurtheilte sie im Februar 1805 in der Jenaischen Literaturzeitung, nachdem im Jahr 1804 die zweite unveränderte Ausgabe erschienen war. Er lobte Hebel's dichterisches Talent sehr, besonders seinen frischen frohen Blick, mit dem er die Gegenstände der Natur beobachte, seine Fähigkeit, durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben, und auf die naivste und anmuthigste Weise die Natur-

gegenstände zu Landleuten zu verwandeln, seine vorzügliche Anlage, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern, seine heitere Laune und seine Geschicklichkeit, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen wohl aufzufassen. Er spricht mit großem Lob von der Wiese; das Detail dieser Wanderung sey außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Er deutet sodann auf die Schönheiten hin, die uns im Morgenstern und im Sommerabend ansprechen. Er erwähnt hierauf mit Beifall das Hertelein, den Bettler, Hans und Berene, den zufriedenen Landmann, den Schmelzofen und den Schreinergefell. Er bemerkt, wie dem allemannischen Dichter besonders die Schilderungen der Jahres- und Tageszeiten gelungen seyen, und führt als Beispiel, außer dem Winter, dem Jenner und dem Sommerabend, vorzüglich das Gedicht: *Sonntagsfrühe*, an, welches zu den besten gehöre, die jemals in dieser Art verfaßt worden seyen. Besonders rühmt er auch das *Habermuß*, welches Gedicht vortrefflich idyllisch ausgeführt sey, und die *Spinne* und den *Käfer*, bei welchen man die schöne Anlage und Ausführung bewundern müsse. Außerdem lobt er die große Anmuth der Erfindung und Ausführung des *Wegweisers*, des *Mannes im Mond*, der *Irlichter*, und des *Gespenskes an der Kanderer Straße*, von welchem Gedichte man eben-

falls sagen könne, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht worden sey. Sodann erwähnt er auch die Geschicklichkeit, mit der das Verhältniß von Eltern zu Kindern benützt werde, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten, wie es in den Gedichten: die Mutter am Christabend, Eine Frage, und: Noch eine Frage, geschehe. Endlich redet er von der glücklichen Darstellung des dämmernden dunkeln Zustandes, der in dem Gedichte: Auf einem Grabe, so wie im Wächterruf, im Wächter um Mitternacht, und in der Vergänglichkeit dargestellt sey, und bemerkt die vortreffliche Auffassung und idyllenartige Behandlung der Volksfagen, die im Karfunkel und im Statthalter von Schopfheim mitgetheilt werden. Nur mit zwei Gedichten war Göthe nicht zufrieden, nämlich mit dem Storch und den Marktweibern in der Stadt. Bei dem ersten meinte er, daß nur die friedlichen Motive hätten darin aufgenommen werden sollen; bei dem andern, daß die Weiber beim Ausgebote ihrer ländlichen Waare den Städtern zu ernstlich den Text lesen. Auch gab er den Wunsch zu erkennen, daß Hebel bei seinen Gedichten, wenn sie in einer neuen Ausgabe wieder erscheinen würden, hie und da noch dem Metrischen einige Aufmerksamkeit schenken möchte.

Mit großem Beifall wurden Hebel's Gedichte noch außerdem in anderen Zeitschriften gepriesen,

und namentlich verdient unter diesen die Hallische Literaturzeitung erwähnt zu werden, in welcher im nämlichen Jahre, als Göthe in der Jenaischen sein Urtheil aussprach, ein Unbekannter die allemanischen Meisterwerke auf eine für Hebel eben so ehrenvolle als an sich treffliche Weise beurtheilte. Bald verbreitete sich Hebels Ruhm nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch außerhalb des deutschen Vaterlandes, so weit die deutsche Sprache gesprochen wird.

Im Jahr 1806 erschien bereits die dritte Ausgabe der allemanischen Gedichte, bei welcher sich einige unbedeutende Kupferstiche befanden, und im Jahr 1808 mußte schon die vierte gedruckt werden. In keiner dieser beiden Ausgaben vermehrte Hebel die Zahl der Gedichte, aber in der dritten änderte er mehrere Ausdrücke und Stellen, und behielt diese Aenderungen auch in der vierten bei. Er vertauschte einige Worte und Redensarten, die ihm zu gemein schienen, mit anderen, milderte manche metrische Härten, ließ verschiedene Stellen, die allzu örtliche Beziehungen hatten, aus Rücksicht gegen die entfernteren Leser weg, und arbeitete andere um, in welchen einige Leute, und selbst solche, die er nicht persönlich kannte, Anspielungen auf sie, ihre Schicksale oder persönlichen Eigenheiten finden wollten. Nicht Jedermann war mit allen diesen Aenderungen zufrieden. Mehrere seiner Freunde äußerten ihm den Wunsch, daß er wieder zu dem alten Texte

zurückkehren möchte; aber er ließ sich nicht bewegen, diesem Wunsche zu entsprechen.

Bei dieser Hochschätzung der allemannischen Gedichte wurden bald auch Versuche gemacht, sie in das Hochdeutsche zu übersetzen. Zwar bemerkte Jean Paul in der oben erwähnten Zeitschrift, daß, wenn man diesem zarten spielenden Musenkinde seine Mundart entzöge, ihm seine halbe Kindlichkeit und Unmuth genommen würde. Auch glaubte Hebel selbst, daß die allemannischen Gedichte nur allemannisch gelesen werden sollten. Sie in das Hochdeutsche übertragen zu wollen, äußerte er einem Freunde, komme ihm vor, wie wenn man ein hübsches natives Bauernmädchen in ländlicher Tracht in städtischen Pug kleiden, und so in höhere Gesellschaften einführen wollte. Dagegen meinte Jacobi, wie er schon im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte sich ausdrückte, daß diese Gedichte, wenn auch gleich manche Schönheit in jeder Uebersetzung, selbst in der besten verloren gienge, doch immer den Stempel des Dichtergenius an sich tragen, und in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken würden, dessen Geschmack unverdorben, und dessen Herz der Stimme der Natur offen geblieben sey. Diese Ansicht sprach er auch in der Iris aus, und fügte den Wunsch bei, daß ein Mann, mit dem seltenen Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume zu verpflanzen wisse, die allemannischen Gedichte mit eini-

gen unumgänglich nöthigen Auslassungen und Veränderungen übersehen möchte. Jacobi selbst gab einige Proben, indem er zuerst im genannten Intelligenz- und Wochenblatte das Gedicht *Freude in Ehren*, und sodann in der *Fris* noch Einiges von Hebel in die hochteutsche Sprache übertrug. Im Jahr 1808 aber wurde zu Bremen und Aurich in der Müllerischen Buchhandlung von einem Unge- nannten eine hochteutsche Uebersetzung sämtlicher allemannischer Gedichte nach der dritten Auflage herausgegeben. Zwar gestand der Uebersetzer selbst in der Vorrede, daß die herrlichen Dichtungen wohl Vieles von ihrer bezaubernden Armuth verloren hätten, aber er glaubte, daß seine Uebersetzung im nördlichen Deutschland willkommen seyn werde, um Lesern das Original verständlicher zu machen.

Wie Jacobi den Wunsch äußerte, daß die allemannischen Gedichte in die hochteutsche Sprache übersetzt würden, so wünschte G o t h e umgekehrt, daß man auch hochteutsche Gedichte in die allemannische Mundart übertragen möchte. Wie es für ein ganzes Volk ein Hauptschritt zur Kultur sey, fremde Werke in seine Sprache zu übersetzen, so sey es ebenso ein Schritt zur Cultur einzelner Provinzen, wenn man ihnen die Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gebe. Dabei berief er sich auf das Beispiel der Italiener, die ihren Tasso in mehrere Mundarten übersetzt hätten, und forderte den Verfasser der allemannischen

Gedichte selbst auf, solche Versuche zu machen. Uebrigens bedachte Götthe nicht, daß in jener ganzen Gegend, wo die allemannische Mundart herrscht, solche nur im gemeinen Leben gebraucht wird, und die hochteutsche Sprache durch den Gebrauch in den Schulen, Kirchen und Amtsstuben dem Volke so bekannt ist, daß es keiner Uebersetzung hochteutscher Gedichte bedarf.

Auch mit Götthe's Ansicht war Hebel so wenig, als mit Jacobi's Meinung einverstanden. Er glaubte, daß die allemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sey, weil es sonst aussehe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter Mann von feinem Geschmacke und feinen Sitten auf einmal im Zwilchrocke erscheinen würde. Höchstens könne das Hochteutsche in die allemannische Mundart hinübergedichtet, aber nicht bloß hinübergesetzt werden.

Solche Anerkennung in der Nähe und Ferne fanden die allemannischen Gedichte. Von allen Seiten strebte man, dem großen Sänger hohe Achtung zu erkennen zu geben. Besonders aber stiftete ihm sein Freund, der noch lebende Geheimerath Karl Christian Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, im Jahre 1806 ein ehrenvolles Denkmal, welches er ebenso Hebel's naturgeschichtlicher Gelehrsamkeit als seiner Dichtergröße setzen

wollte. Als Gmelin die beiden Pflanzenarten, welche bei Linné unter dem Namen: *Anthericum calyculatum* vorkommen, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Befruchtungstheile, in ein besonderes Geschlecht absonderte, und dieses Geschlecht in zwei Arten theilte, so gab er dem neuen Geschlechte den Namen *Hebelia*, und der einen der beiden Arten den Beinamen: *Allemannica*. Wenn einst der lieblichen Sänger das Grab deckte, dann sollte die Natur, deren Freund und Dichter er war, noch von ihm zeugen, und mit der Wiederkehr jedes Frühlings seines Namens Denkmal wieder hervorbringen.

6.

Während auf solche Weise Hebels Dichterruhm sich weit verbreitete, wirkte er selbst als Lehrer mit seiner bisherigen Berufstreue und mit segensreichem Erfolge fort. Um ihm einen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste zu geben, ertheilte ihm Karl Friederich durch einen Beschluß vom 12ten December 1805 den Titel: Kirchenrath, ohne daß übrigens dadurch etwas in seinen bisherigen Berufsgeschäften geändert wurde.

Gegen Ende des Jahrs 1806 aber war er nahe daran, daß er seinem bisherigen Beruf entsagte, und Karlsruhe verließ. Da die Stadt Freiburg nach dem Preßburger Frieden an Baden gefallen war, so beschloß die Regierung, daselbst eine evangelische Pfarrei zu errichten. Hebel war geneigt, diese Stelle

anzunehmen, die wegen der Freundlichkeit der Stadt und Gegend, und wegen vieler Freunde und Verehrer, die ihn dort erwarteten, besonders aber wegen der Nähe seiner alten Heimath, viel Anziehendes für ihn hatte. Im December 1806 machte er daher eine Reise dahin, um die Verhältnisse der Pfarrei noch genauer zu betrachten. Der freudige Empfang, der ihm in Freiburg zu Theil wurde, der allgemeine Wettstreit der Einwohner, ihm ihre Liebe und Achtung zu beweisen, und die herzlichen Zusprüche seiner Freunde, die Stelle anzunehmen, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Anfangs den Vorsatz faßte, Pfarrer zu Freiburg zu werden. Aber als er kaum die Rückreise angetreten hatte, wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend; denn er hatte auch in Karlsruhe viel Angenehmes, das er nun verlassen sollte, und ohnedies war es mehr das Bild des Landgeistlichen, als des Stadtpfarrers, was ihm von Jugend auf in reizender Gestalt vorschwebte. Schon in Emmendingen, der ersten Poststation unterhalb Freiburg, war sein Gemüth, als er daselbst übernachtete, von der Ungewißheit hinsichtlich dessen, wozu er sich entschließen sollte, so ergriffen, daß er mehrere Stunden nicht ruhig schlafen konnte. Da geschah es Morgens um zwei Uhr, daß er bei seinem unruhigen Schläfe plötzlich die Stimme des Nachtwächters hörte. Die Worte, die der Nachtwächter sang, waren Hebel's eigene Worte aus dem Wächterruf: „Und wem scho wieder, ebs no tagt, die schveri Sorg am Herze nagt, du

„arme Tropf, di Schlof isch hi! Gott sorgt, es
„wär nit nöthig gsi.“ Durch diese Worte kehrte
die verlorne Ruhe wieder in seine Seele, denn er
betrachtete dieselben als eine höhere Mahnung, die
ihn in diesem Augenblicke auffordere, den Ausgang
der Sache ruhig abzuwarten. Als er nach Karls-
ruhe zurückgekommen war, so eröffnete ihm Karl
Friedrich, daß er ihn in seiner Residenz zu be-
halten wünsche, und ihm eine Besoldungszulage ver-
willigen werde. So wurde Hebel's Gedanke, Pfar-
rer zu werden, bald wieder vereitelt. Doch sagte
er später scherzweise, daß er drei Tage Pfarrer zu
Freiburg gewesen sey.

Mit gewissenhafter Treue fuhr er nun wieder
wie bisher in seinem Berufe als Lehrer fort. Durch
einen Beschluß aber, den die Regierung am 1ten
Februar 1808 faßte, wurde er zum Director des
Lyceums ernannt. Diesen Namen hatte die Anstalt
einige Zeit vorher wegen ihrer veränderten Einrich-
tung erhalten. Das Fach, in welchem er als Di-
rector lehrte, war, wie früher, hauptsächlich das der
alten Sprachen, nur mit dem Unterschiede, daß er
fast alle seine Unterrichtsstunden jetzt der obersten
Abtheilung der Lyceisten ertheilte, und sie in höheren
Autoren unterrichtete. Außerdem besorgte er noch
den Unterricht der Rhetorik, verbunden mit Auf-
sätzen, zu deren Vorfertigung er seine Schüler an-
leitete. Auch behielt er den Unterricht der Naturge-
schichte in der zweitobersten Abtheilung der Schüler

wie bisher bei. Die Dogmatik wurde seit Ostern 1806 nicht mehr von ihm vorgetragen, und überhaupt seitdem an dieser Anstalt nicht mehr gelehrt. Im Jahr 1809 aber wurden seine Geschäfte dadurch vermehrt, daß er zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommission ernannt, und hiermit derjenigen Behörde beigegeben wurde, welche unter der Oberaufsicht der Ministerial-Kirchen-secution die Beschlüsse über die Kirchen- und Schulvisitationen erläßt, und die Prüfung der Candidaten der Theologie und Philologie besorgt.

Bei ~~allen~~ diesen Berufsgeschäften aber verließ ihn sein Dichtergeist nicht. Zwar erweckte in ihm der außerordentliche Beifall, den seine allemannischen Gedichte gefunden hatten, keine große Lust, noch mehrere zu dichten, sondern der eingeerntete hohe Ruhm machte ihn vielmehr vorsichtig und ängstlich. Eingeschüchtert durch das Beispiel anderer Dichter, welche ihre dichterische Laufbahn nicht zur rechten Zeit zu beschließen wußten, besorgte er, daß er den erworbenen Beifall durch neue Gesänge wieder wegfangen möchte. Jedoch erschienen noch seit 1803 einzelne allemannische Gedichte von ihm in verschiedenen Jahren, theils in der Iris, theils in andern Zeitschriften. Er nannte diese späteren Erzeugnisse den Nachtrieb; aber auch in ihnen zeigte sich der hohe Dichtergeist, der ihn früher besetzte. Mit allgemeinem Beifall wurden solche Gedichte, wie: die Uebertragung im Garten, das Gewitter, des

neuen Jahrs Morgengruß, Agatha an der Bahre des Puthen, der Schwarzwälder im Breisgau, die Feldhüter, und andere, aufgenommen. Noch Einiges, was er seit der ersten Ausgabe verfaßte, aber bloß seinen Freunden handschriftlich mittheilte, würde vielleicht von ihm auch noch öffentlich herausgegeben worden seyn, wenn sein Freund Jacobi, der Herausgeber der Iris, länger gelebt hätte.

Auch in hochteutscher Sprache verfaßte Hebel um diese Zeit verschiedene Gedichte. Den Abendstern, eine freie Uebersetzung des allemannischen Gedichtes gleichen Namens, verfaßte er 1804, im nämlichen Jahre, als das allemannische Gedicht erschien. Das Sommerlied, und das Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht, dichtete er im Jahr 1806, und ließ beide im Badischen Kalender 1807 erscheinen. Die beiden Soldatenlieder: Das Grenadierlied, und das Musquetierlied, entstanden in dem Kriegsjahre 1809, und waren für die in das Feld ziehenden Badischen Soldaten bestimmt. Einige andere, meistens Gelegenheitsgedichte und poetische Briefe, deren Ursprung in die Jahre 1803 bis 1811 gehört, wurden von ihm seinen Freunden mitgetheilt, aber während seiner Lebenszeit nicht gedruckt. Uebrigens erkannte man auch bei den hochteutschen Gedichten, die er verfaßte, die trefflichen Anlagen seines Geistes und Gemüths.

Eine besondere Geschicklichkeit aber zeigte er um diese Zeit auch in der Kunst, Räthsel, Charaden und Logogriphe zu verfassen. Vornehmlich in dem Drechslerischen Kaffeehause, welches H e b e l besuchte, und unter der Gesellschaft, die sich daselbst an ihn angeschlossen, und die er scherzweise die große Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler nannte, übte er solche Kunst. In der ganzen Gesellschaft glänzte er auch in dieser Hinsicht durch seine Geschicklichkeit am meisten hervor. Solche Räthsel, wie er sie verfaßte, zum Beispiel, als er das Spinngewebe, den Steckbrief, die Zeitung, das Brettspiel, den Trauermantel, den Rittersporn, die Finger, den Schreibsand, das Bleistift, den Kausch, die Nacht, das Haar, oder sonst noch Anderes zum Gegenstand des Errathens machte, und solche Charaden, dergleichen er zu den Worten: Nordlicht, Grundbirne, Rossmarkt, Schafgarbe, Thierkreis, Balkhorn, Liebhaber, Steinbruch, und zu noch anderen verfertigte, wurden von jeher unter das Beste gerechnet, was in diesem Fache der Dichtkunst erschien. Besonders zeigte sich aber sein eigenthümlicher Witz in einer von ihm erfundenen neuen Art von Charaden, die er Trugcharaden nannte, weil er darin den Lesern gleichsam eine Falle legte, ihre Gedanken geflissentlich durch Angabe gewisser auffallender Merkmale auf einen unrichtigen Gegenstand hinleitete, und ihnen am Ende, wenn sie schon glaubten, die Auf-

lösung gefunden zu haben, plötzlich ihre Täuschung zu erkennen gab. Von dieser Art sind die vortrefflichen Charaden, die er zu den Worten: Popfband, Hofrath, Distelfink, Tagloch, Rheinfluss, Winterschuhe, und anderen, verfaßte, und die allgemein als Meisterstücke bewundert wurden. Er selbst ließ viele seiner Räthsel und Charaden, bald nachdem er sie verfaßt hatte, in Zeitschriften öffentlich erscheinen, worunter besonders das Badische Provincialblatt, das Freiburger Wochenblatt und das Morgenblatt zu erwähnen sind. Manche theilte er seinen Freunden bloß handschriftlich mit. Uebrigens änderte er sowohl an den gedruckten, als auch an den handschriftlich mitgetheilten manchmal wieder einzelne Ausdrücke, so daß dieselben mit verschiedenen Lesarten sich unter dem Volk verbreiteten.

Unterdessen aber wurde ihm von der obersten Kirchen- und Schulbehörde ein neues Geschäft übertragen, welches ihm Anlaß gab, seine Geschicklichkeit von einer anderen Seite in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Schon seit dem Jahr 1803 hatte er mit einigen andern Staatsdienern an dem Badischen Landkalender gearbeitet, der im Verlage des Karlsruher Gymnasiums erschien. Jedes Jahr hatte er einige Beiträge dazu geliefert. Im Ganzen aber war er mit der Beschaffenheit des Kalenders nicht zufrieden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kalender als ein vorzügliches Mittel zur Bildung

des Volkes, zur Erleuchtung seines Verstandes, und zur Veredlung seines Herzens, so wie überhaupt zur Beförderung seines zeitlichen und ewigen Wohls benutzt werden müsse, und daß bisher nicht genug Rücksicht darauf genommen worden sey, wünschte er, daß derselbe zweckmäßiger verfaßt, und um einige Bogen vermehrt werden möchte. Ein genauer Kenner der Denkungsweise und Gemüthsart des Volkes hielt er eine Abwechslung von Scherz und Ernst für nothwendig, weil er glaubte, daß der Kalender nur, wenn er neben der ernststen Belehrung zugleich heitere Unterhaltung gewähre, dem Volke willkommen sey. Dabei erkannte er zugleich, daß der Kalender überhaupt in einer einfachen und herzlichen Sprache verfaßt, nicht aus Zeitungen oder Anekdotensammlungen bloß herausgeschrieben, sondern mit allem Fleiß und in den Stunden der besten Laune bearbeitet werden müsse. Von dieser Ansicht geleitet machte er im Jahr 1806 den Vorschlag, daß die Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen übertragen werden möchte, der das erforderliche Talent nebst gutem Willen dazu besäße, und hinlängliche Muße hätte. Mit Recht aber hielt die oberste Kirchens- und Schul-Behörde ihn selbst für den geeignetsten Mann zur Beforgung dieses Geschäfts, und forderte ihm mit Anbietung einer bestimmten Belohnung dazu auf. So übernahm Hebel die Bearbeitung des ganzen Kalenders. Schon im Jahr 1807 wurde dieser ganz von ihm bearbeitet, aber noch blieb der bisherige Titel und die bisherige äußere Gestalt. Mit dem

Jahr 1808 aber erschien er bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten versehen unter dem Titel: Rheinländischer Hausfreund, und eben so wurde er im folgenden Jahre herausgegeben. Wie vortreflich dieser so manche Jahre hindurch von ihm bearbeitet wurde, ist bekannt. Seine Darstellungen, wie sie schon in den ersten Jahrgängen vorkommen, zum Beispiel die lehrreiche Geschichte von Jakob Humbel, die rührende Erzählung vom Kännitverstan, die tief ins Herz dringende Anekdote: Wie eine gräßliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund an's Tageslicht gebracht wird, der treffliche Aufsatz über die Baumzucht, und die herrlichen Betrachtungen über das Weltgebäude, wurden für unübertrefflich erkannt. Als eben so große Meisterstücke erkannte man auch seine scherzhaften Erzählungen, unter welchen die Geschichten vom Zundelfrieder und Zirkelschmidt, und die Anekdoten von verschmigten Juden, zum Beispiel: der schlechte Gewinn, der einträgliche Räthselhandel, der falsche Edelstein, die zwei Postillione, und die drei Worte sich besonders auszeichnen. Abgesehen von einigen politischen Erzählungen, auf welche die damalige Zeit einen unverkennbaren Einfluß hatte, wurde der rheinländische Hausfreund von Hebel so meisterhaft bearbeitet, daß man ihn für den besten Kalender halten darf, der jemals geschrieben wurde. Manche giengen sogar in ihrer Meinung so weit,

daß sie die eigenthümliche Erzählungsart Hebel's als die einzig zweckmäßige für das Volk ansahen, und dadurch zu unglücklichen Nachahmungen verleitet wurden. Auch im Auslande verbreitete sich dieser Kalender, und selbst G ö t h e setzte hohen Werth darauf, und bestellte ihn. Es wurden jährlich 30 bis 40,000 Exemplare abgesetzt, und einige davon kamen selbst nach Amerika. Wegen dieser anerkannten Vortrefflichkeit des rheinländischen Hausfreundes veranstaltete G o t t a im Jahr 1811 eine Sammlung aller Erzählungen und Aufsätze von H e b e l, die in den Jahrgängen 1808 bis 1811, so wie in den vorhergegangenen R ad i s c h e n Kalendern enthalten sind, und gab sie unter dem Titel S c h a s k ä s t l e i n heraus. Uebrigens ist bekannt, daß in dem Jahrgange 1811, so wie später, zuweilen ein Adjunct des rheinländischen Hausfreundes und eine Schwiegermutter des Adjuncts erwähnt werden. Unter dem Adjunct meinte er seinen Freund, den damaligen königlich Württembergischen Gesandtschaftssecretär K ö l l e, der ihm verschiedene Anekdoten zur Bearbeitung für den Kalender mittheilte. Schwiegermutter des Adjuncts aber wurde von ihm scherzweise die berühmte H e n d e l's S c h ü s s genannt, für welche H e b e l wegen ihrer bewunderungswürdigen mimischen Kunst und ihrer geistreichen Unterhaltung sehr eingenommen war.

Was H e b e l außerdem in den Jahren 1803 bis 1811 ausarbeitete, bestand theils in einigen theologischen Abhandlungen, theils in einigen humoristischen

Aufsätzen. Schon zur Zeit, als seine alleman-
nischen Gedichte erschienen, bestand in Lörrach ein
theologischer Verein, welchen sein Freund H zig,
damals Pfarrer zu Rötteln, mit mehreren anderen
Geistlichen jener Gegend gebildet hatte. Zu diesem
Vereine gehörte auch Hebel als correspondirendes
Mitglied. Daher verfaßte er zuweilen eine theolo-
gische Abhandlung, und sandte sie an die Gesell-
schaft. Auf solche Weise entstanden seine Aufsätze
über des Menschen Sohn, über den Dieb in
der Nacht, und über Jephtha's Tochter.
Auch die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, an welchen er
um diese Zeit Theil nahm, gaben ihm Anlaß, Eini-
ges im Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie
zu bearbeiten. So wurden für diese Synoden zwei
Abhandlungen, die eine über das richtige Ver-
halten des Geistlichen in Ansehung der
gesellschaftlichen Spiele, die andere über
die Geister und Gespenster von ihm
verfaßt. In allen diesen Abhandlungen erkannte
man einen wiederholten Beweis von Hebel's Reich-
thum an guten Gedanken und von seinem ausge-
zeichneten Scharfsinne. Auch die beiden humoristi-
schen Aufsätze, die noch in diesen Zeitraum gehören,
von denen der eine: Desterlins Standrede
über das glückliche Loos eines Schnei-
ders, im Jahr 1811 in den süddeutschen Mis-
zellen bekannt gemacht wurde, der andere aber:
über die Juden, erst, nachdem er schon lange
vorher verfaßt war, im Jahr 1812 in der Zeit-

schrift *Jason* öffentlich erschien, wurden mit vielem Beifall aufgenommen.

Bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm noch Zeit genug zum gesellschaftlichen Vergnügen übrig. Froh und heiter verlebte er auch jetzt noch seine Tage, und stets innigst geliebt und hoch geachtet von den zahlreichen Freunden, in deren Gesellschaft er die Zeit der Ruhe nach der Arbeit zubrachte. Mehrmals besuchte er auch das geliebte Oberland, seine Heimath, wieder, und erfreute sich dort des Wiedersehens der alten Freunde und Bekannten, die er daselbst noch antraf. Namentlich im Jahr 1804 machte er eine Reise in diese Gegend. Sodann kam er im Sommer 1805 wieder dahin, indem er bei seiner Rückkehr von einer Reise in die Schweiz, die er mit zwei jungen Baronen gemacht hatte, seinen Weg über Basel und Lörrach nahm. Auch in den Jahren 1807, 1809 und 1811 ward den Bewohnern des Oberlandes das Vergnügen, ihn in ihrer Mitte zu sehen, wieder zu Theil. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er gewöhnlich auch Straßburg. Hier lebte damals der Bijoutier *Haupe*, der ihm ein sehr werther Freund war. Im Kreise der Familie dieses Freundes, welcher aus dem Badischen nach Straßburg gezogen war, brachte *Hebel* viele frohe und glückliche Stunden zu, deren er sich stets mit liebreichem und dankbarem Herzen erinnerte.

7.

Karl Friederich, der unvergeßliche Regent Badens, beschloß seine segensreiche Laufbahn im Jahr 1811, und es folgte ihm Karl, sein Enkel. Auch bei diesem Fürsten stand Hebel, so lange derselbe regierte, in hoher Achtung.

Bereits im Jahr 1808 war Hebel zum Director des Lyceums und im folgenden Jahre zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt worden. Sein bisheriger dreifacher Beruf aber, den er als Lehrer am Lyceum, als Director desselben und als Mitglied der erwähnten Kirchen- und Prüfungs-Commission zu versehen hatte, wurde ihm nun allmählig lästig. Besonders waren die trockenen Schreibereigeschäfte, die er wegen der Direction des Lyceums zu besorgen hatte, und das mühevolle Actenlesen, dem er sich als Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission unterziehen mußte, seinem freien Dichtergeiste zuwider. Oft drückte er hierüber sein Mißvergnügen aus. Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, schrieb er einmal an seinen Freund Hising, sey jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnungen führen, Acten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten correspondiren, das heiße so viel als: Ich sterbe täglich. Es seyen ihm, setzte er

hingu, fast alle Freuden aus dem Geschäfte entflohen, und viele sogar aus dem Leben.

Im Jahr 1814 wurde ihm zwar ein Theil seiner bisherigen Geschäfte abgenommen. Im Monat August dieses Jahrs legte er nämlich die Direction des Lyceums nieder. Bald darauf gab er auch noch seine bisherigen Unterrichtsstunden bis auf wöchentlich neun an andere Lehrer ab. Die Lehrstunden, die er jetzt noch behielt, waren vier für das Hebräische, zwei für die Erklärung des Theokrits und Plutarchs, welche beiden Autoren abwechselnd übersezt wurden, zwei für die Rhetorik, und eine für den Unterricht im lateinischen Stil. Diese letzte behielt er jedoch nur noch zwei Jahre, so daß die Zahl seiner Unterrichtsstunden am Lyceum alsdann nur noch auf acht sich belief. Dagegen trat er im Jahr 1814 in die evangelische Ministerial-Kirchensection ein, und wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wobei er zugleich auch ferner Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission blieb. Außerdem ward ihm im Jahr 1816 auch noch die Direction des Schulwittwenfiscus übertragen. Auf diese Weise wurden seine Geschäfte in anderer Hinsicht vermehrt, und besonders fiel ihm jetzt das Actenlesen, das ihm so sehr zuwider war, noch häufiger als sonst zur Last.

Unter solchen Verhältnissen fühlte sich sein Dichtergeist selten mehr erweckt. Zuweilen kam jedoch

noch ein Gelegenheitsgedicht, wie die Hauensteiner Hochzeit, das Lied für die Gesellschaft des Museums, und die Neujahrswünsche des Wochenblattträgers, oder eine Charade zum Vorschein.

Noch schrieb er aber mehrere Jahre lang den rheinländischen Hausfreund, und zwar, wie die Jahrgänge 1812, 1813, 1814 und 1815 beweisen, mit gleicher Vortrefflichkeit, wie in früherer Zeit. Nicht leicht wird, was die ersten Darstellungen betrifft, etwas so Schönes gefunden werden, als solche Erzählungen oder Aufsätze, wie: Andreas Hertzeg, Christian Ruhmann, lange Kriegsfuhr, die gute Mutter, die Treue und ihr Dank, der Comet von 1811, Betrachtung über ein Vogelnest, Franziska, und der Schneider von Pensa. Auch hinsichtlich der scherzhaften Erzählungen bewies Hebel noch immer seine unübertreffliche Kunst, und schwerlich ist in dieser Hinsicht etwas Besseres in einem Volkskalender geschrieben worden, als solche Anekdoten, wie: die gute Geduld, die Schmachschrift, der Prozeß ohne Gesetz, der Herr Wunderlich, der Thalhauser Galgen, und dergleichen, und besonders auch wieder die in diesen Jahrgängen vorkommenden weiteren Schilderungen des Zundelfrieders und Zirkelschmidts, so wie auch abermals mehrere Geschichten von Juden, wohnin namentlich die trefflichen Erzählungen:

Glimpf geht über Schimpf, wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist, der gläserne Jude, und Gleiches mit Gleichem, gehören.

Unerwartet aber wurde Hebel in diesem seinem schönen Wirken durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen. Als im Herbst 1814 der Kalender für das Jahr 1815 gedruckt, und schon eine kleine Anzahl der Exemplare herausgegeben war, so fand man unter den Erzählungen eine mit der Ueberschrift: Der fromme Rath. In dieser Erzählung wird ein katholischer Handwerksbursche dargestellt, wie er auf der Brücke einer Stadt in große Verlegenheit geräth, und nicht weiß, ob er links oder rechts sein Angesicht wenden soll, weil sich ihm von jeder Seite der Brücke ein Priester mit einer Monstranz nähert, und wie er hierauf dadurch aus der Verlegenheit gerissen wird, daß der eine Priester lächelnd seinen Zeigefinger gegen den Himmel hebt, um ihm anzuzeigen, vor wem er niederknien und wohin er blicken solle. Diese Erzählung, wiewohl sie in einem anständigen und würdigen Ton verfaßt war, und Hebel bei seiner gewissenhaften und edlen Gesinnung gewiß Niemand damit beleidigen wollte, mißfiel manchen Katholiken, zumal da der Verleger einen Holzschnitt dazu gegeben hatte, was allerdings nicht hätte geschehen sollen. Von katholischer Seite wurde es nun dahin gebracht, daß der Verkauf des rheinländischen Hausfreunds mit dieser

Erzählung verboten, das Blatt, worauf sie stand, herausgenommen, und daher einige andere Blätter umgedruckt wurden. Hebel aber fühlte sich durch die Art, wie die Sache gegen ihn behandelt wurde, sehr gekränkt, und faßte daher den Vorsatz, den Kalender hinfort nicht mehr zu schreiben; und wirklich wurde dieser auch für die drei folgenden Jahre nicht mehr von ihm bearbeitet. Im Jahrgang 1816 rühren bloß zwei kleine Beiträge, wovon der eine mit den Worten: Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will, der andere mit den Worten: Zwei Spracherinnerungen, überschrieben ist, von ihm her. Am Jahrgange 1817 hatte er gar keinen Antheil. Auch in dem Jahrgang 1818 hat nur ein einziger Aufsatz mit der Ueberschrift: Eine Gerechtigkeit, ihn zum Verfasser. In diesem Aufsatze vertheidigte er seinen Schulmeister Andreas Grether, von dem er einst zu Hausen als Knabe unterrichtet worden war, gegen die Beschuldigungen, die gegen diesen Lehrer im vorhergehenden Jahrgang des rheinländischen Hausfreundes vorgebracht worden waren. Mit herzlichen Worten schilderte Hebel seinen Lehrer als einen vernünftigen, treuen, freundlichen und liebreichen Mann, und setzte ihm, nachdem er schon lange zu den Todten Gottes hinübergewandert war, auf diese Weise ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit auf sein Grab. Erst im Jahre 1818 ließ sich Hebel durch die Bitten und Zureden seiner Freunde bewe-

gen, den Kalender für das Jahr 1819 wieder zu schreiben.

Der große Ruhm aber, welchen er sich durch seine einfache und herzliche Erzählungsart erworben hatte, wurde die Veranlassung zu einer neuen Arbeit, die er ebenfalls um diese Zeit übernahm. Da man längst für die evangelischen Schulen des Großherzogthums Baden eine neue Bearbeitung der biblischen Geschichten wünschte, so forderten ihn manche seiner Freunde auf, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Dadurch bewogen machte sich Hebel im Jahr 1818 an solche Arbeit, und vollendete in diesem Jahre bereits den größten Theil der Geschichten des alten Testaments.

So floß Hebel's Lebenszeit bis zum Ende des Jahrs 1818 dahin. Manches Lästige und Unangenehme in seinem Berufe hatte er während dieser Zeit zu tragen. Doch fehlte es auch nicht an Freude und Trost für ihn. Stets blieb ihm die innige Liebe und hohe Achtung, die er unter seinen so zahlreichen Freunden und Verehrern in Karlsruhe genoß. Nicht minder erhielt er fortwährend viele Beweise hoher Verehrung aus allen Theilen des Großherzogthums und selbst aus dem Auslande. Er sah, wie der Ruhm der allemannischen Gedichte selbst in den fernsten Gegenden immer fortblühte. Viele ausgezeichnete Gelehrte des Auslandes, wenn sie nach Karlsruhe kamen, besuchten ihn, um ihm dadurch einen

Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Selbst in Königsberg wurde eine Uebersetzung seiner Gedichte in hochdeutscher Sprache im Jahre 1811 und 1817 in zwei Bändchen herausgegeben, worin sämmtliche in den vier ersten Ausgaben stehenden Gedichte, mit Ausnahme des Schmelzofens, des Karfunkels, der Marktweiber in der Stadt, des Gespenstes an der Kanderer Straße, des Statthalters von Schopfheim, und des Schreinergefelten, enthalten sind. Scheffner, im Jahr 1811 schon ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, war durch das Lesen der allemannischen Gedichte, die er nach der dritten Ausgabe kennen lernte, so von Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen worden, daß er in seinem hohen Alter noch diese Uebersetzung zu Königsberg unternahm, um die Gedichte den Lesern jener Gegend verständlicher zu machen. Ohne Zweifel mußte er nicht, daß schon früher im Jahr 1808 zu Bremen und Aarich eine solche Uebersetzung herausgekommen war. Auch die Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache achtete den allemannischen Dichter hoch, und ernannte ihn durch einen Beschluß vom 3ten Februar 1818 zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Besonders aber mußte Hebel eine ausgezeichnete Anerkennung des Werthes seiner Gedichte darin finden, daß einige derselben sogar in die Russische Sprache übersezt wurden.

Seine geliebte Heimath, das Oberland, besuchte er im Jahre 1812 zum letztenmal. So oft er auch

mit dem Gedanken umgieng, wieder hinaufzureisen, so führte er doch seinen Vorsatz nie wieder aus, und begnügte sich mit den Lustreisen, die er in verschiedener Zeit mehrmals nach Straßburg, nach Baden, und in andere Städte und Gegenden machte. Seitdem er im Jahr 1791 die obere Gegend verlassen hatte, war so Vieles dort anders geworden. Manches hatte sich hinsichtlich der Sitten des Volks geändert. Einen großen Theil seiner Bekannten und Freunde deckte das Grab, und eine neue Welt war größtentheils an die Stelle der alten getreten. Diese Erwägung und das damit verbundene Gefühl der Wehmuth war es wahrscheinlich, was ihn unentschlossen machte, und den fortwährenden Aufschub seiner Reise bewirkte. Mit tiefer Rührung aber und Sehnsucht dachte er immer noch an die alte Heimath und die daselbst einst in früheren Jahren genossenen Freuden zurück. Mündlich und schriftlich drückte er oft diese Empfindung aus, die ihn so tief durchdrang, wenn das Bild der Gegend vor ihm schwebte, in welcher er einst als Knabe und Jüngling so glückliche Tage verlebt hatte.

8.

Im letzten Monat des Jahrs 1818 starb Großherzog Karl, und Ludwig, sein Oheim, bestieg den Thron. Eines der ersten Regierungsgeschäfte des neuen Regenten war die Einführung der landständischen Verfassung, deren Urkunde sein Vorgänger

Kurz vor seinem Tode unterzeichnet hatte. Nach dieser Urkunde sollte ein Geistlicher als Prälat der evangelischen Kirche erwählt werden, um Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände zu haben.

L u d w i g , längst von hoher Achtung gegen H e b e l erfüllt, wünschte diesen mit der Würde des Prälaten auszuzeichnen. Mit Rührung und Dankgefühl erkannte H e b e l die Huld des Regenten; aber aus Rücksicht gegen seinen Collegen, Kirchenrath S a n d e r, einen sehr gebildeten, kenntnißreichen und in seinem Berufe sehr thätigen Mann, trug er anfänglich Bedenken, die ihm angebotene Würde anzunehmen, weil S a n d e r ihm im Dienstalre vorgieng. Erst als H e b e l aus sicherer Quelle vernahm, daß S a n d e r in keinem Falle zum Prälaten würde ernannt werden, entschloß er sich, dem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen. So wurde H e b e l im Jahr 1819 als Prälat an die Spitze der Geistlichkeit gestellt. Ludwig ehrte dadurch ihn und sich selbst; denn Jedermann erkannte, daß dem Würdigsten diese Auszeichnung verliehen worden sey. Bald darauf, nämlich am Neujahrstage 1820, wurde H e b e l mit dem Ritterkreuz des Säkularer Löwen, und später, nämlich am 5ten September dieses Jahrs, mit dem Commandeurkreuz des eben genannten Ordens beehrt.

Vermöge der erhaltenen Würde erschien H e b e l

auf dem Landtage, der in den Jahren 1819 und 1820 gehalten wurde, als Mitglied der ersten Kammer, und eben so auch auf den Landtagen von 1822 und 1825. Zwar zeichnete er sich bei diesen Gelegenheiten nicht besonders als Redner aus. Die Ursache hiervon lag theils in einer gewissen Schüchternheit, die ihn, so geschickt er sonst auch war, vor Hohen wie vor Niedern zu sprechen, in der öffentlichen Versammlung der Landstände zurückhielt, theils in seiner eigenen Gemüthsstimmung, vermöge welcher er wenig Sinn für politische Verhandlungen hatte. Aber doch nahm er auch an manchen wichtigen Gegenständen Antheil, besonders wenn von Angelegenheiten des Kirchen- und Schulwesens die Rede war. Wenn er sprach, sprach er mit Einsicht, Würde und Kraft.

Mit dichterischen Arbeiten beschäftigte er sich seitdem er Prälat geworden war, einige Räthsel oder Charaden abgerechnet, nicht mehr. Doch veranstaltete er im Jahr 1820 die fünfte Ausgabe seiner allemannischen Gedichte, die zu Aarau bei Sauerländer gedruckt wurde. In dieser erschienen, außer den Gedichten, die in den vier bei Macélot gedruckten Ausgaben enthalten sind, noch zwölf andere, welche übrigens meistens schon theils aus der Iris, theils aus dem Freiburger Wochenblatt und dem alsatischen Taschenbuche bekannt waren. Im nämlichen Jahre wurden von Sophie Reinhard zehn wohlgelungene Zeichnungen zu den alle-

mannischen Gedichten bei Mohr und Winter in Heidelberg herausgegeben. Auch erschienen noch zwei neue hochdeutsche Uebersetzungen, die eine von Friedrich Girardet zu Leipzig 1821, die andere von Adrian zu Stuttgart und Tübingen 1824. Beide enthalten sämmtliche in der fünften Ausgabe mitgetheilten Gedichte.

Auch mit der Bearbeitung des rheinländischen Hausfreundes hatte Hebel als Prälat nichts mehr zu thun. Zwar hatte er sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen lassen, ihn für das Jahr 1819 wieder zu schreiben. Dieses aber war der letzte Jahrgang, welcher von ihm bearbeitet wurde.

Um so mehr aber war er in seinen letzten Jahren mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Im Sommer 1821 wurde die erste Generalsynode berufen, um die längst gewünschte Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen zu Stande zu bringen. Hebel und Sander erschienen dabei als evangelisch-lutherische Abgeordnete der Ministerial-Kirchensection. Als Anerkennung seines rühmlichen Wirkens wurde ihm, so wie seinem Collegen, im August 1821 von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie zuerkannt.

Schon während der Generalsynode verfaßte er einige treffliche liturgische Formulare für die h. Taufe, die Beichte und das h. Abendmahl, als Beiträge zu

einer kleinen liturgischen Sammlung für die neu vereinigte evangelische Landeskirche. Früher schon hatte er für die Wochengottesdienste einige Gebete verfaßt, die sich durch Einfachheit, Würde und frommes Gefühl auszeichnen.

Bald nach der Generalsynode vollendete er seine biblischen Geschichten. Die des alten Testaments waren schon seit zwei Jahren bearbeitet, und nun verfaßte er die des neuen. Beide Theile erschienen zuerst im Anfang des Jahres 1824 bei Cotta. Bald darauf wurde bei K a s z zu Pforzheim eine zweite Ausgabe gedruckt, und diese in allen evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt. Bekanntlich erlangte dieses Buch geringeren Beifall, als man erwartete. Verschiedene Behauptungen darin sind unrichtig; manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet, oder auf bloße Vermuthungen gestützt; einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt; einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegen; manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des rheinländischen Hausfreundes verfaßt. Auch wurde beim neuen Testament die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Auf der anderen Seite aber hat das Buch auch verschiedene Vorzüge. Es ist im Ganzen sehr geistreich und mit frommem Sinne geschrieben. Die Erzählungsart ist im Ganzen einfach, gemüthlich und für kindliche Herzen sehr anziehend. Manche Erzählungen, besonders im alten Testamente, sind

wahre Meisterstücke. H e b e l hatte, als er das Buch schrieb, hauptsächlich Kinder von acht bis zwölf Jahren im Auge, und gewiß wird es solchen als ein sehr nützlichcs Schulbuch dienen können, wenn manche unrichtige oder im Ausdrucke verfehlte Stellen vorerst verbessert sind. Auch von katholischer Seite wurde dem Buche Werth beigelegt. Ein Pfarrer dieser Confession bearbeitete es für die katholische Jugend, und gab es im Jahr 1825 zu Rothweil in der H e r d e r i s c h e n Buchhandlung heraus.

Bald, nachdem die biblischen Geschichten erschienen waren, übernahm H e b e l noch ein anderes wichtiges Geschäft, nämlich die Bearbeitung eines neuen Katechismus. Da seine frühere Bearbeitung des H e r d e r i s c h e n Katechismus bei den Geistlichen des Landes nicht den gewünschten Beifall gefunden hatte, so entschloß er sich jetzt, ganz nach eigenem Plane, und unabhängig von irgend einem anderen Vorgänger, ein christliches Lehrbuch für die Schulen zu verfertigen, das er der zweiten Generalsynode vorzulegen gedachte. Dieser Katechismus wurde erst nach seinem Tode von der M ü l l e r i s c h e n Hofbuchhandlung zu Karlsruhe herausgegeben, und später auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Mag auch dieses Lehrbuch, so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk vollkommen seyn, und mag es auch nicht Allen in Allem genügen, so darf es wohl als entschieden angenommen werden,

daß es unter die vorzüglichsten Katechismen gehört, die je geschrieben wurden. Besonders fand es wegen der Einfachheit seiner Sprache, wegen der zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten aus der christlichen Religionslehre, wegen der bündigen Kürze, wegen des unparteiischen, rein biblischen Geistes, der daraus klar hervorleuchtet, wegen der genauen Verbindung, in welcher darin die Glaubenslehre mit der Sittenlehre steht, und wegen des frommen Sinnes, womit es geschrieben ist, vorzüglichen Beifall.

Um diese Zeit, als Hebel mit solchen Arbeiten für die Kirche beschäftigt war, gab er den Beruf, den er bisher noch als Lehrer des Lyceums versah, gänzlich auf. Ermüdet von Geschäften bat er im Jahre 1824, daß man ihm die acht Unterrichtsstunden, die er noch am Lyceum ertheilte, abnehmen möchte. Durch einen Beschluß des Großherzogs vom 18ten October desselben Jahrs wurde seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramtes, das er, wie der höchste Erlaß sich ausdrückte, mehr als vierzig Jahre mit großer Auszeichnung, mit Treue, Eifer und besonderer Zufriedenheit bekleidete, nunmehr gänzlich enthoben. Mit ruhigem Gewissen und hoher Freude konnte Hebel auf die segensreiche Laufbahn zurückschauen, die er als Lehrer gegangen war. Er war sich des innigsten Dankes der zahlreichen Schüler bewußt, die er unterrichtet hatte. „Ich habe“ — sagt er schon im Jahr 1820 in der damals ent-

worfenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde —
 „Vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen
 „und Wissenschaften unterrichtet. Viele von
 „ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun
 „als fromme, als glückliche, als geachtete Män-
 „ner und Freunde wieder sehe. Manche von
 „ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern,
 „und manches fromme Wort, das ich hie und
 „da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es
 „trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne
 „daß ich's weiß.“

Merkwürdig ist es, daß Hebel's Neigung für eine Landpfarrei nie in seiner Brust erstarb. Als er schon auf der höchsten Stufe des geistlichen Ansehens stand, und von dem Regenten mit glänzenden Ehreenauszeichnungen belohnt war, schwebte ihm doch das Loos eines braven Landpfarrers immer noch als das schönste vor Augen. Dessen zum Beweise dient auch, außer seinen mündlichen Aeußerungen, die schon mehrmals erwähnte Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, die er im Jahr 1820 schrieb. Ernstlich konnte es damals wohl nicht mehr gemeint seyn. Er selbst mußte gewiß einsehen, daß er sich von seinen Verhältnissen, an die er sich in der Stadt so viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, nicht mehr losreißen, und sich nach so langer Unschlüssigkeit nicht mehr zur Uebernahme einer Pfarrstelle auf dem Lande entschließen werde. Aber es that seinem Herzen noch am Abend seines Lebens wohl, sich auf einer

Kanzel vor einer Landgemeinde zu denken, gleich einem geliebten Pfarrer, der als Vater unter seinen Kindern steht, ihnen das Köstlichste und Heiligste, was Menschen besitzen können, mittheilt, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt, und ihnen Trost im Leben, und Frieden, wenn sie sterben, bringt. „In einem friedlichen Landorte,“ sagt er in seiner Predigt, „unter redlichen Menschen als Pfarrer zu leben und zu sterben, war Alles, was ich wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den heitersten und in den trübsten Augenblicken meines Lebens gewünscht habe.“

9.

In solcher Gemüthsstimmung trat H e b e l in das Jahr 1826. — Das Jahr, in welchem zwei andere der berühmtesten Dichter: B o ß und B a g g e s e n, hinüberschieden, sollte auch das Todesjahr des allemannischen Sängers seyn.

Schon seit mehreren Jahren war H e b e l s Gesundheit erschüttert. Die Spuren körperlicher Schwäche zeigten sich immer mehr. Sein Gesicht alterte. Seine Nerven waren längst so angegriffen, daß seine Hand sehr zitterte, und seine Schrift kaum mehr leserlich war. Besonders litt er an Unterleibsbeschwerden. Auch seine Gemüthsstimmung war stiller und ernster, als vordem, obgleich in Gesellschaft seine Freundlichkeit und sanfte Heiterkeit sich nie ganz

verlor. Seltener als sonst besuchte er seit einigen Jahren das Museum. Seitdem er Prälat geworden war, blieb er überhaupt mehr als früher zu Hause. Auch führte er nun seinen eigenen Tisch, nachdem er früher in fremde Kost gegangen war.

Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde oblagen, gehörte auch seit mehreren Jahren die Aufsicht und Berichterstattung über die protestantischen Lyceen, Gymnasien, Pädagogien und lateinischen Schulen; ein Geschäft, das er immer mit großer Umsicht, Sorgfalt und Treue verwaltete. An diesen Anstalten mußte er oft den öffentlichen Prüfungen beiwohnen, welches auch im September 1826 am Lyceum zu Mannheim der Fall war.

Ungern übernahm er diesmal die Reise nach Mannheim; aber der Gedanke, daß man ihn dort erwarte, und sich auf seine Ankunft freue, und die Hoffnung, daß die Reise vielleicht auf sein Befinden einen günstigen Einfluß haben werde, bewog ihn, ungeachtet es ihm schon unwohl war, sich dahin zu begeben. Hofrath Friedrich August Müßlin, Professor und alternirender Director des Lyceums, ein durch seine gelehrten Kenntnisse und durch sein treues und segensreiches Wirken ausgezeichnete Mann, welchen H e b e l sehr schätzte, lud ihn zu sich ein. H e b e l, der im Kreise dieser ihm sehr werthen Familie gern verweilte, und manche angenehme Stunde

schon früher in ihrer Mitte zugebracht hatte, nahm die freundschaftliche Einladung an. „Ich komme,“ — schrieb er am 6ten September seinem Freunde Müßlin, — „diesmal — erschrecken Sie nicht! — in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne Bedürfnis von Kraftbrühen, zarten Gemüßlein etc. etc., nur mit dem Bedürfnis des Stillelebens unter einem freundlichen Dach.“

Es war der 10te September, als H e b e l zu Mannheim ankam. Noch brachte er seine Freundlichkeit und Artigkeit mit, aber seine heitere Laune schien entflohen zu seyn; ein stiller Ernst war an die Stelle getreten. Sogleich bei seiner Ankunft wiederholte er seinem Freunde den Wunsch, bloß im stillen Familienkreise zu weilen. An den folgenden vier Tagen wohnte er sowohl Vormittags als Nachmittags der Prüfung bei, hörte mit Aufmerksamkeit zu, redete freundlich mit den Schülern, und legte ihnen zuweilen Fragen vor. Abends begab er sich aber frühzeitig zu Bette.

Am 14ten September wurde die Prüfung zu Mannheim beendigt. An diesem Tage gaben ihm die Schüler der obersten Klasse den Wunsch zu erkennen, ihm zu Ehren einen Fackelzug in der kommenden Nacht zu veranstalten. Diese Ehrenbezeugung lehnte er ab, weil ihm ein solcher Aufzug zu geräuschvoll gewesen wäre, und ohnedies mehr für eine

Universität, als für ein Lyceum geeignet schien. Aber die Einladung zu einer Fahrt auf dem Rheine nach dem Punkte hin, wo der Rhein und der Neckar zusammenströmen, nahm er an. Mit einer Gesellschaft von Freunden und Freundinnen entschloß er sich, an den Rhein zu gehen, und einen Kahn zu besteigen. Unter diesen befand sich auch die Gattin eines Freundes, der seit Hebel's letztem Besuche gestorben war. Hebel bezeugte ihr seine Theilnahme. „Wenn wir alt werden,“ setzte er hinzu, „wandeln wir auf einem großen Kirchhofe. Glauben Sie mir, ich fühle das.“

Schon stand die Sonne ziemlich tief, als er mit seinen Begleitern den Kahn bestieg; aber heiter und ungetrübt leuchtete sie mit ihren sanften Strahlen, die sich über die stille Wasserfläche des prächtigen Rheinstroms verbreiteten. Es war, als ob die Sonne die Gegenwart des großen Sängers der Natur verherrlichen, und ihm an seinem letzten fröhlichen Abend noch einmal ein feierliches Lebewohl sagen wollte.

Unter heitern Gesprächen fuhren sie den Strom abwärts. Als sie sich aber der Landspitze näherten, bei welcher der Rhein und der Neckar sich vereinigen, bewegten sich vom Ausflusse des Neckars her zwei Kähne ihnen entgegen. Der eine, mit festlichem Laub geschmückt, trug die Schüler der obersten Klasse, die ihn hier empfangen wollten; auf dem andern befanden

sich Musicanten, um durch Blasinstrumente den festlichen Abend zu verherrlichen. Die Musik ertönte, und unter der Melodie: *God save the king!* fuhren die beiden Rähne heran. Zwei Jünglinge stiegen in das Schiff, auf welchem Hebel sich befand, begrüßten ihn mit einer kurzen Anrede, und brachten ihm ein lautes Lebehoch. Alle Anwesenden stimmten jubelnd ein unter dem Klange der Musik. Sämmtliche Schiffe fuhren hierauf langsam nebeneinander auf dem Neckar nach Mannheim zurück. Unter muntern Gesprächen und fröhlichen Gesängen und unter dem Anstoßen der gefüllten Gläser von einem Schiff in das andere hinüber wurde die Fahrt fortgesetzt und vollendet. Schon waren die letzten Strahlen der Sonne verschwunden, ehe sie am Ziele ihrer Fahrt ankamen, und der stille Mond mit seinem Glanze war aufgestiegen. Alles trug dazu bei, die Feier des Abends zu erhöhen. Auch Hebel's frohe Gemüthsstimmung war wieder erwacht. Aus seinem verklärten Blicke strahlte Freude, und er versicherte, er habe schon lange keinen so frohen Abend mehr gehabt. Als er jetzt im Dunkel der anbrechenden Nacht die Leute bemerkte, die aus ihren Gärten zurückkehrten, und an dem Ufer hin der Stadt zueilten, so fiel ihm das mythologische Reich der Todten ein. „Es kommt mir vor,“ sprach er, „als ob wir auf dem Styx fuhren, und jene Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns einsteigen möchten, aber vom Charon nicht zugelassen würden.“

Nach seiner Zurückkunft blieb er noch den ganzen Abend hindurch heiter, und unterhielt die Gesellschaft mit geistreichen Reden. Am folgenden Tage machte er einige Besuche. Aber bald bemerkte man keine Munterkeit mehr an ihm. Am 16ten klagte er, daß sein Uebelsünden zugenommen hätte. Einen Arzt jedoch wollte er noch nicht gebrauchen. Auch entschloß er sich, Mannheim an diesem Tage zu verlassen, um sich über Schwegingen nach Heidelberg zu begeben, wo er nach zwei Tagen die Prüfung des Gymnasiums vornehmen wollte. Mit Rührung nahm er von N üß l i n und seiner Familie Abschied, und sprach sein Bedauern aus, daß er diesmal nicht genug zur Heiterkeit gestimmt gewesen sey.

Als er in Schwegingen angekommen war, kehrte er im Hause seines Freundes, des Gartendirectors Beyher ein. Beyher war nicht anwesend, sondern befand sich zu Karlsruhe. Hebel, der sich sehr leidend befand, machte einen Spaziergang im Schloßgarten, aber ohne sich dadurch Linderung zu verschaffen. Bald verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er den Gedanken aufgeben mußte, die Prüfung in Heidelberg vorzunehmen. Auch die ärztlichen Mittel, die jetzt angewandt wurden, blieben ohne Erfolg. Zuweilen stellten sich heftige Schmerzen im Unterleibe ein, aber stets suchte er die Klagen zu unterdrücken. Seine Freundlichkeit verließ ihn nie, und zuweilen war er sogar wieder einige

Augenblicke heiter. Auch brachte er noch bis zum 21ten September die meiste Zeit des Tages außerhalb des Bettes und völlig angekleidet zu.

An diesem Tage stellten sich Fieberbewegungen ein, und die Krankheit erreichte bald einen Grad, bei dem alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Der Kranke vermochte jetzt nicht mehr aus seinem Bette aufzustehen. Sein Hausarzt, der geheime Hofrath Seubert von Karlsruhe, der an diesem Tage nach Schwesingen berufen worden war, erkannte sogleich, daß alle menschliche Kunst zur Hülfe zu schwach sey. Die nämliche Ansicht hatten noch zwei andere anwesende Aerzte.

Hebel behielt bis zur letzten Stunde seines Lebens seine Gemüthsruhe; auch hegte er immer noch Hoffnung auf Genesung. Als Leyher am 21ten September von Karlsruhe zurückgekommen war, so gab ihm Hebel seine Freude über seine Ankunft zu erkennen, bemerkte ihm, daß er sich besser befinde, und bat ihn, dem Großherzog, der sich nach Hebel's Befinden erkundigen ließ, für seine Theilnahme zu danken. Aber schon den 22ten September Morgens um 4 Uhr war er entschlummert. Sein Alter betrug sechsundsiebzig Jahre und einige Monate.

Bei der Section des Leichnams zeigte sich eine unheilbare Mißbildung der Eingeweide als Grund

feines Todes. Am 23ten September Nachmittags geschah die Beerdigung. Noch waren im Sarge seine Gesichtszüge kenntlich, und seine gewohnte Freundlichkeit schien noch um sein Antlitz zu schweben. Uneingeladen waren viele seiner Freunde und Verehrer, und unter ihnen mehrere Professoren von Heidelberg, und die Geistlichen aus der Gegend zu seinem Leichenbegängnisse gekommen. Unter dem Geläute der Glocken setzte sich der zahlreiche feierliche Zug in Bewegung, und begleitete den Sarg, der mit einem Lorbeerkranze und mit dem Commandeurkreuze des Zähringer Löwen geschmückt war, und von den Kirchengemeinderäthen von Schwesingen getragen wurde, zu der Stätte der Todten. Der Himmel war heiter, die Luft mild, und die Sonne leuchtete in sanftem Glanze. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg noch einmal geöffnet. Einige Verse wurden von Schulknaben gesungen, worauf Bähr, Hebel's College seit 1823, und sein Nachfolger als Prälat, eine kurze Rede hielt. Bähr's Worte waren einfach, herzlich und rührend; die Augen aller Anwesenden schwammen in Thränen. Nach Vollendung der Rede wurde der Lorbeerkranz dem Hingeschiedenen um's Haupt gelegt, und der Sarg eingesenkt. Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe, und der andere hielt eine Rede in der Kirche, womit die Leichenfeier beschlossen wurde.

Wenn der Wanderer auf den Kirchhof zu

Schwefingen kommt, so erblickt er einige Schritte von der östlichen Mauer gegen Heidelberg das Grab des allemannischen Dichters. Ein einfacher Stein deckt den Hügel, und nennt ihm den Namen des Hingegangenen, und das Jahr und den Tag seines Todes.

10.

Die Nachricht von Hebel's Tod war eine allgemeine Trauerkunde im Badischen Lande. Jedermann nahm mit Rührung Antheil, und wer ihn näher kannte, fühlte mit tiefem Schmerz, daß ein großer Geist geschieden, und ein edles Herz im Tode gebrochen sey.

Hebel war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben; er hatte einen großen Verstand, einen ausgezeichneten Witz und Scharfsinn, eine herrliche Phantasie, und ein treffliches Gedächtniß.

Er besaß viele gründliche und gelehrte Kenntnisse. Das viele Lesen liebte er zwar nicht. Bei seiner freien Geistesrichtung und dichterischen Gemüthsstimmung hatte er an weitschweifigen gelehrten Werken keine Freude. Auch glaubte er, daß durchs viele Lesen die eigenen Ideen zu sehr unterdrückt würden. Hinsichtlich der Schröckhischen Kirchengeschichte zum Beispiel gestand er, daß er nur ein einziges Mal einen Versuch mit einem Bande

gemacht, aber darin nicht mehr als einige Blätter zu lesen vermocht habe. Besonders waren ihm große Werke, wenn sie bloß auf das Gedächtniß berechnet waren, zuwider. So äußerte er zum Beispiel, daß es ihm fast unbegreiflich sey, wie Meusel sein bekanntes Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten. Dagegen liebte Hebel kurz gefaßte, bündige und geistreiche Werke. In diesen las er gern; und mit Hülfe seines eigenen selbstthätigen Geistes wußte er mit leichter Mühe sich überall einzuarbeiten, auf dem gelegten Grunde trefflich selbst fortzubauen, und sich zu einem gründlichen Gelehrten zu bilden.

In allen Theilen der Theologie war er wohl bewandert. Besonders aber besaß er in der Exegese und in der Dogmatik gute Kenntnisse.

Als Philolog verdient er ebenfalls mit Ruhm erwähnt zu werden. Zwar in neueren ausländischen Sprachen waren seine Kenntnisse nicht von Bedeutung; aber im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen war er sehr gut bewandert.

In der Philosophie und in der Geschichte war er wohl unterrichtet. Auch in der Physik und Astronomie besaß er gründliche Kenntnisse. Besonders aber in der Naturgeschichte stand er auf einer hohen Stufe.

Als Dichter steht er auf der glänzendsten Höhe. Sein Name leuchtet gleich einem nie erlöschenden Sterne erster Größe, der die Bewunderung aller Herzen verdient. In seiner Art ist er unübertrefflich, und hat bis jetzt seines Gleichen nicht. Besonders als Idyllendichter vereinigt er alles Liebliche und Schöne in sich, und ragt über alle andere Dichter dieser Gattung empor.

Als Redner verdient er gerechtes Lob, und die Vorzüge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden.

Besonders auch in seinen Erzählungen für das Volk ist er vortrefflich zu nennen, und sein rheinländischer Hausfreund wird bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben.

Was er als Lehrer war, fühlen die dankbaren Herzen seiner zahlreichen Schüler. Sein Unterricht war gründlich, und durch seine seltene Lehrgabe in hohem Grade anziehend, und darum segensreich.

Auch bloß als Mensch betrachtet verdient er die hohe Achtung der Mitwelt und Nachwelt. Schon beim Lesen seiner Gedichte, Erzählungen, Reden und Aufsätze muß man inne werden, daß ein Mann, der so innig von dem Gefühle des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen war, ein edler Mensch gewesen seyn muß. Sein Herz war fromm und vom

Geiste des christlichen Glaubens durchdrungen. Es gab Augenblicke, wo er sich skeptischen Betrachtungen hingab, oder unter Freunden in Aufstellung und Vertheidigung paradoxer Sätze sich gefiel, aber solche Augenblicke giengen bald vorüber. Sein Gemüth band ihn fest an das Christenthum, in welchem er einen göttlichen Ursprung und die reinste und tiefste Quelle des Trostes und Friedens erkannte. Der Glaube, den er in seinem Gemüthe trug, war der, den er in seinem kurz vor seinem Tode geschriebenen Katechismus aussprach. Dabei hatte er stets ein warmes Gefühl für Menschenwohl. Er war reich gegen seinen Nächsten, billig im Urtheil gegen Andere, bescheiden im Bewußtseyn seiner Verdienste, dankbar gegen Menschen, die ihm Gutes gethan hatten, und durchaus ein Freund der Wahrheit und des Rechts. Auch ein tiefes Gefühl für Freundschaft trug er in seinem Herzen. Am theuersten aber waren und blieben ihm seine Jugendfreunde. Wenn er Verstorbener gedachte, die ihm in jugendlichen Jahren theure Freunde waren, so verkündigte sein Blick und seine Stimme tiefe Rührung; und seine wohlwollende Gesinnung ward auch noch den Kindern derselben zu Theil.

Seine Weltansicht war eine heitere. Sein Grundsatz war: froh zu leben und ruhig zu sterben, die Freuden der Gegenwart zu genießen, und sorglos im Vertrauen auf Gott der Zukunft entgegenzugehen. Aber seine Freude war, wie er sie in einem seiner

Lieder nennt, eine Freude in Ehren. Keine unedle Leidenschaft befleckte seinen Wandel. Begegnete ihm etwas Unangenehmes, so erhob sich sein Gemüth über das Schicksal, und der Geist der Zufriedenheit verließ ihn nie. Als er einmal einen bedeutenden Theil seines, erst in späteren Jahren erworbenen Vermögens, nämlich gegen 5000 Gulden, durch den Bankerott eines Mannes, auf den er ein zu großes Vertrauen gesetzt hatte, unerwartet verlor, so vernahm er die Nachricht mit bewunderungswürdiger Ruhe, und sprach davon mit einer Heiterkeit, wie sie nur das Gemüth besitzt, das die Fesseln der Erde nicht binden.

Unter seine Vergnügungen gehörten früher das Theater und gesellschaftliche Spiele. Später aber hatte er sowohl am Theater, als auch an gesellschaftlichen Spielen wenig Freude mehr. Nur in die Lotterie setzte er noch von Zeit zu Zeit, um, wie er sich ausdrückte, dem Glück, wenn es ihn je besuchen wollte, die Thüre nicht zu verschließen. An Concerten fand er wenig Vergnügen; und überhaupt liebte er bloß einfache und gemüthliche Musik. — Tafelmusik war ihm ganz zuwider.

Ein Hauptzug seines Charakters, war Einfachheit und Liebe zur Unabhängigkeit. Alles Gezwungene und Erkünstelte war ihm fremd und zuwider. Frei von allem Pedantischen war sein Reden und Thun. Selbst im Wissenschaftlichen bekümmerte er

sich wenig um das, was er für Nebensache hielt. So zum Beispiel gewöhnte er sich nie an die strengen Regeln der Metrik der Alten; sein freier Geist band sich nicht an solche ihn beengende Formen. Namentlich sind seine Hexameter sehr oft nicht ganz kunstgerecht abgefaßt, worauf ihn schon Götthe aufmerksam machte.

Die Gabe eines angenehmen gesellschaftlichen Umgangs hatte wohl selten ein Mensch, wie Hebel sie besaß. Seine freundliche Heiterkeit, seine ruhige Sanftmuth, seine edle Bescheidenheit, seine eigenthümliche Laune, seine kindliche Naivetät, sein unerschöpflicher Witz, und sein tief eindringendes geistreiches Wesen machte ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. In allen Orten und Gegenden, wo er sich aufhielt, weilte Jedermann mit Vergnügen in seiner Nähe; so wie es ihm selbst sehr angenehm war, in der Gesellschaft freundlicher und heiterer Menschen zu seyn, und zu ihrem Frohsinn beizutragen. Nur in großen glänzenden Versammlungen zeichnete er sich nicht aus; seine Bescheidenheit und Abneigung gegen alles Prunkende hielt ihn zurück.

In den ehelichen Stand trat er nie. Zwar hatte er vielen Sinn für das Glück eines stillen und vertrauten Familienlebens, und nach Allem zu urtheilen, würde er ein guter Gatte und Vater geworden seyn. Aber in seinen jüngeren Jahren mochten ihn seine geringen Besoldungsverhältnisse vom Hei-

rathen abgehalten haben; und später war er in dieser Hinsicht zu bedenklich und zu unentschlossen geworden.

Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich; seine Augen braun und freundlich; seine Stirne hoch; seine Nase etwas gebogen; sein Haar kraus, — früher dunkelbraun, und später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohl gebaut; nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig; seine Haltung aufrecht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt, und gleichgültig hinschlendernd. Unter den Bildnissen, die man von ihm hat, zeichnet sich zwar ein von Müller gezeichnetes und von Lips in Kupfer gestochenes durch Feinheit des Stiches aus, und dieses wurde auch bei der zu Leipzig und Zwickau erschienenen Sammlung der Bildnisse berühmter Leute zum Muster genommen; aber es fehlt dabei an der gehörigen Aehnlichkeit. Dagegen ist Hebel's Bild, welches von Agricola gezeichnet wurde, und das schon vor ungefähr zwanzig Jahren in der Müllerschen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe im Steindruck erschien, und zuletzt noch von Mehrlich für die Ausgabe seiner Werke in Stein gezeichnet

wurde, völlig getroffen, und Jedem, der ihn im Leben sah, auf den ersten Anblick kenntlich. Eine andere Zeichnung von Agricola, auf welcher Hebel dargestellt ist, wie er einem ihm zur Aufsicht empfohlenen Mädchen eine väterliche Zurechtweisung ertheilt, erschien vor einigen Jahren bei Mansfeld in Wien, und nachher bei Belten in Karlsruhe im Steindrucke, aber hier mit einem aus den allemannischen Gedichten entlehnten unpassenden Verse versehen. Auch diese Zeichnung hat Aehnlichkeit, aber sie stellt ihn in höherem Alter, und darum mit etwas verschiedenen Gesichtszügen dar.

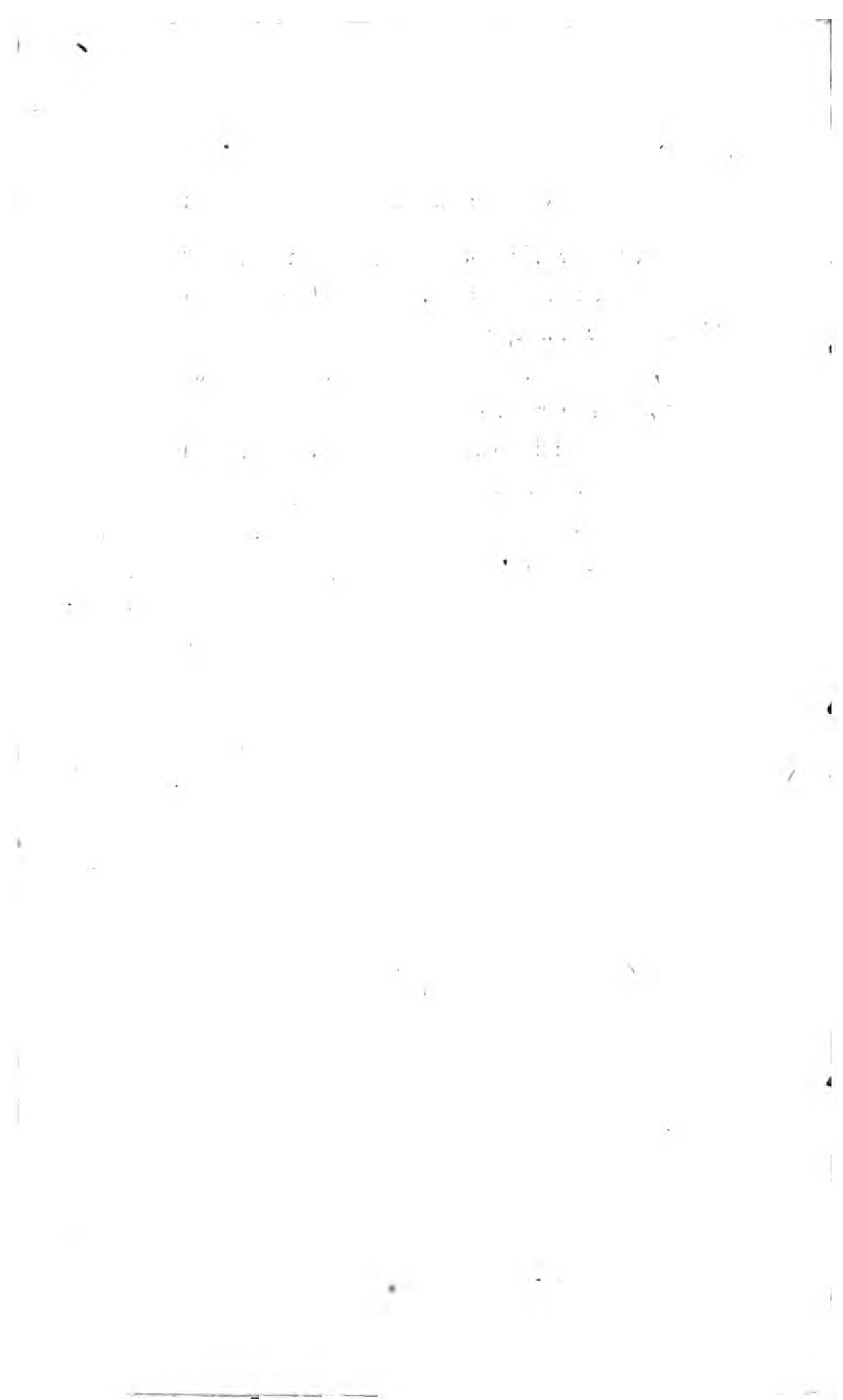
Sein Vermögen, das er, nach Abzug der oben erwähnten bei einem Bankerott verlorenen Summe, noch behielt, bestand in ungefähr 7000 Gulden. Diese Summe wurde unter seine Verwandten zu Hausen und in der jenseitigen Pfalz gesetzmäßig vertheilt. Ein Testament hinterließ er nicht. Früher war es sonst immer ein Lieblingsgedanke von ihm, zwei Stiftungen für die Gemeinde zu Hausen zu machen, die eine für arme Schulkinder zur Anschaffung der ihnen nöthigen Bücher, die andere zur Erquickung alter Männer, denen an jedem Sonntag ein Schoppen Wein im Wirthshause zu Hausen

unentgeltlich verabreicht werden sollte. Ehe er aber diese Pläne ausführte, trat unerwartet der Tod ein.

Nach seinem Tode kaufte die M ü l l e r i s c h e Hofbuchhandlung zu Karlsruhe von seinen Verwandten seine hinterlassenen Papiere sammt dem Verlagsrechte für dessen sämtliche Werke. Diese Papiere, die zum Theil mühsam eingetrieben werden mußten, weil H e b e l Manches seinen Freunden mittheilte, ohne eine Abschrift zu behalten, ließ die Buchhandlung durch einen Verein mehrerer sachverständiger Männer durchgehen; und so wurde das, was für würdig zur Aufnahme in die Sammlung seiner Werke erachtet ward, zum Drucke ausgesondert.

Im freundlichen Thale, wo die Wiese strömt, in der Nähe von Schopfheim steht ein Berg, mit alten Eichen bewachsen, welcher eine prächtige Aussicht gewährt, und die H e b e l s h ö h e heißt. Schöne Terrassen wurden von den Bergleuten von Hausen, welche den Sänger, als die Botschaft seines Todes gekommen war, ehren wollten, an diesem Berge erbaut. H e b e l s Freunde in jener Gegend weihten den Berg sodann feierlich ein, und gaben ihm seinen Namen. Auch in Karlsruhe wurde ein Plan zu einem Denkmal entworfen.

Durch reichliche Beiträge von Freunden Hebels aus verschiedenen Gegenden, und besonders durch die huldvolle Unterstützung des Großherzogs Leopold, des hohen Beförderers alles Guten und Edeln, wird der zu diesem Endzwecke zusammengesetzte Verein in den Stand gesetzt werden, dem allemannischen Dichter auch in der Stadt ein Denkmal zu setzen, in welcher er am längsten gelebt, gelehrt und im Segen gewirkt hat.



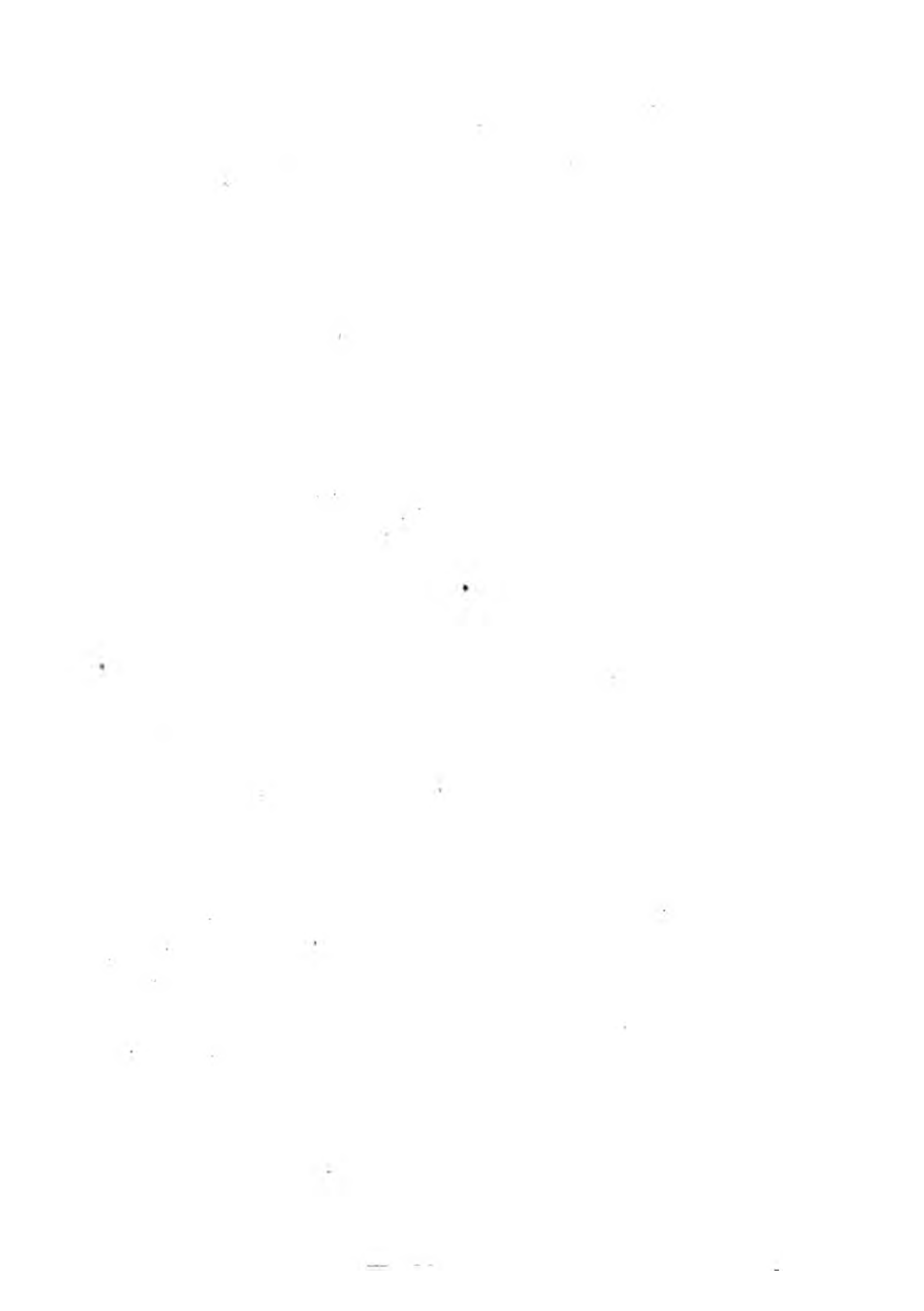
Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Vorrede zur ersten Auflage	5
Vorrede zur dritten Auflage	9
Vorrede zur vierten Auflage	10
Vorrede zur fünften Auflage	13
Die Wiese	17
Freude in Ehren	37
Die Irrlichter	39
Der Schmelzofen	43
Der Morgenstern	50
Der Karfunkel	54
Das Herlein	73
Der Mann im Mond	76
Die Marktweiber in der Stadt	80
Der Sommerabend	86
Die Mutter am Christabend	90
Eine Frage	95
Noch eine Frage	99
Gespensst an der Kanderer Straße	102
Der Käfer	105
Der Statthalter von Schopfheim	108
Der Schreinergefell	132
Hans und Verene	133
Der Winter	137

	Seite
Das Habermuß	140
Wächterruf	148
Der Bettler	150
Der Storch	153
Sonntagsfrühe	159
Auf einem Grabe	163
Der Wächter in der Mitternacht	167
Der zufriedene Landmann	173
Die Vergänglichkeit	177
Der Jänner	185
Der Knabe im Erbbeer Schlag	190
Das Spinnlein	193
Der Wegweiser	197

Allemannische Gedichte.

Für Freunde
ländlicher Natur und Sitten.



Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit der Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsylbig. Z. B. früeih, frühe — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos, und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hier und da sehen es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken. Z. B. Uffeme, auf einem; Anere, an einer. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Masculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet. Z. B. im Licht, imme Licht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars. Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen mit einem

eingeschobenen n. Sagi, sage ich; Wont, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man, Sagmer, sage mir; Denker, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, sagen wir; Säggetder, saget ihr; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeigen euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, sage ihnen; Sägider, sage ich dir; Sägt'm, sage ich ihm rc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzten Form fast überall getrennt geschrieben, wenn Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch) Scherzii Glossarium Germanicum mediæ aevi. (Id.) Versuch eines schwäbischen Idiotikon von Schmidt. (Ad.) Adelsungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hier und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürich (ohne Jahrzahl) rc. unterlegt worden. Die Absicht des Verfassers war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Miß-

handlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte. Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodien Nro. 1. 3. 4. verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmac, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2. aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die allemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagsbandlung eine neue Auflage derselben nothwendig zu werden schien. Um diese anspruchlosen Spiele meiner Muse der Liebe und Theilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer eben so einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigehende Idiotikon, wo es nöthig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagsbandlung durch einige Kupferstiche das Ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Compliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der altemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen worden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Gesearten vermist und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18. Vers 1. oder ebendasselbst Vers 8 — 11. der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. — Eine andere Bewandniß dürfte es mit Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkürlich und zwecklos zu seyn, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchen er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und

fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem Allem berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der ersten Auflage in das größere Publikum gekommen seyen, und es scheint etwas an der Besorgniß desselben zu seyn, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgehende Aenderung auffallender und wieder eben so unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

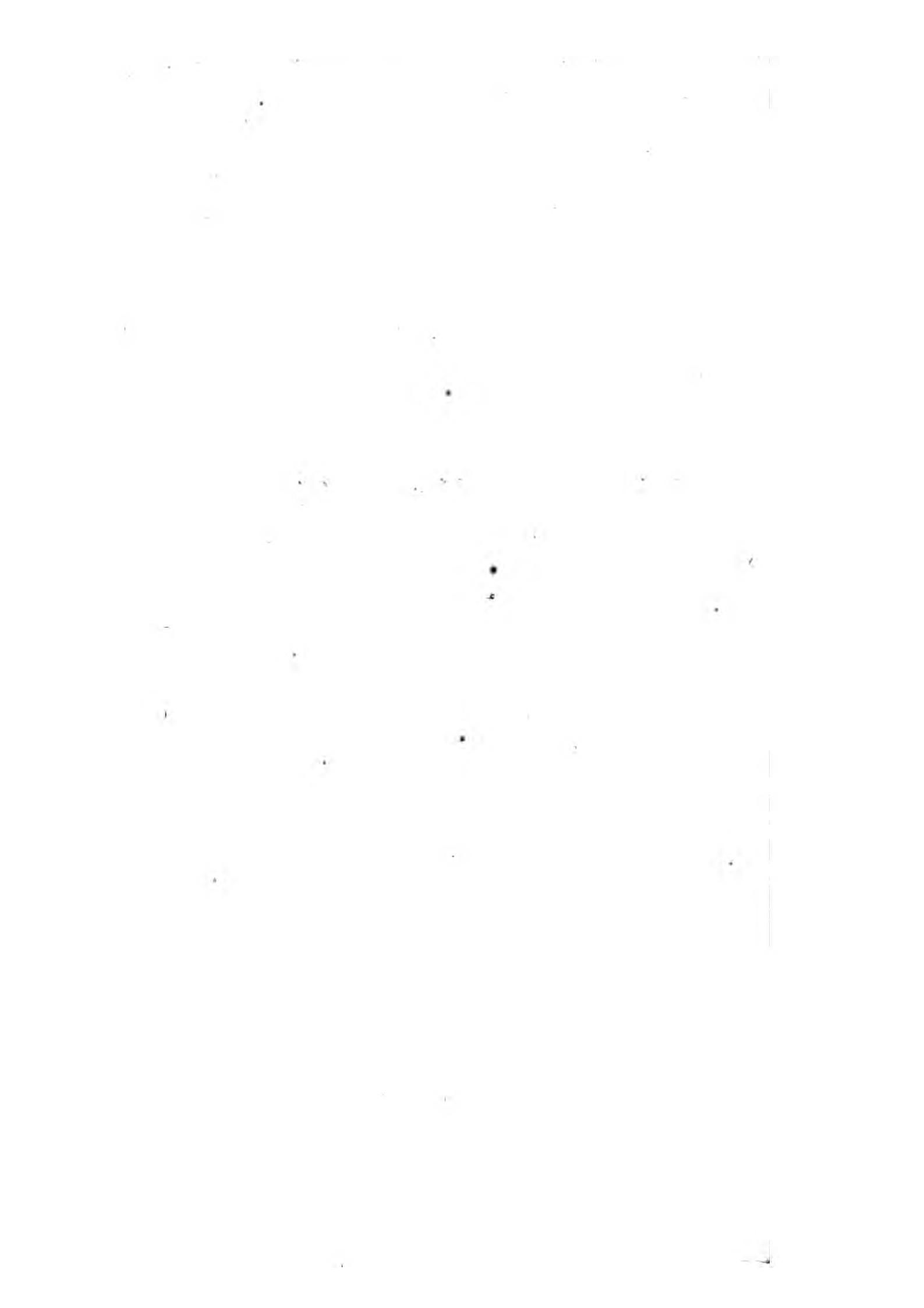
Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagsbehandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der *Fris* von *Jacobi* und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Allemannische Gedichte.

Erste Abtheilung.





Die Wiese*).

Wo der Denge-Geist **) in mitternächliche Stunde
Uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägesse denglet,
(Todtnau's Schnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit lieblichem Gsicht us tief verborgene Ghlüfte
d'Wiese luegt, und heck go Todtnau aben ins Thal
springt,
schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Sidanke.

*) Ein Waldstrom dieses Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entspringt, bei Gundenhausen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Basel in den Rhein ausströmt.

**) Gespenst auf dem Feldberg.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer
Gottwilche!

Los, i will di iez mit mine Liederer ehre,
und mit Sang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem
Rege,

schlosssch e Bütscheli-Ghind in di'm verborgene Stübli
heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschlige Auge
güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit
im kristalene G'halt und in der silberne Wagle,
und 's het no kei menschlich Ohr si Dthmen erlustert,
oder si Stimmligheört, si heimli Lächlen und Briegge.
Numme stilli Geister, si göhn uf verborgene Pfade
us und i, si ziehn di uf, und lehre di laufe,
gen der e freudige Sinn, und zeige der nügligi Sache,
und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage.

Denn so bald de chascht uf eigene Füeßlene furtcho,
Schlieffsch mit stillem Tritt us di'm kristalene Stübli
barfis usen, und luegsch mit stillem Lächlen an
Himmel.

D, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Neugli!
Gell, do ussen ischs hübsch, und gell, so hesch bers
nit vorgstellt?

Hörsch, wie's Läubli ruuscht, und hörsch, wie d'Wö-
geli pfiße?

So, be seisch: „I hörs, doch gangi witerß und blib
nit.

„Freudig isch mi Weg, und alliwil schöner, wie witer!“

Nei so lueg me doch, wie cha mi Meibdeli
springe!

„Chunnsch mi über,“ seits und lacht, „und witt mi,
se hol mi!“

All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit sel Keinkl ab! — Do hemmers, i sags
io, —

hani's denn nit gseit? Doch gauckelet's witerß und
witerß,

groblet uf alle Bieren, und stellt si wieder uf d'Beinkl,
schließt in d'Hürst, — iez such mers eis! — dort güg-
gelets use. *)

Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de
Bäume:

Ausgabe I.

*) Kei mer nit sel Keinkl ab! — Do hemmers, i sags io,
haniß denn nit gseit? Doch pürzlich witerß und witerß,
groblisch uf alle Biere, und stellst di wieder uf d'Beinkl,
schließt in d'Hürst, — jetzt such mers eis! Dort güggelets use;

„Roth, wo bin i iez!“ — und het sie urige Phatest.*)
 Aber wie de gosch, wirsch sichtsli größer und schöner.
 Wo di lieblichen Dthem weicht, se färbt si der Nase
 grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
 Gras und Ehrüter uf, es stöhn in frischere Gestalte
 farbige Blüemli do, und d'Immeli chömmen und suge.
 's Wasserstelzli chunnt, und lueg doch, 's Buli vo
 Todtnau!**)

Alles will di bschauen, und Alles will di bigrüße,
 und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:

„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und
 trinket!

„Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!“

Rothet iez, ihr Lüt, wo úser Töchterli hi goht!
 Hender gmeint an Tanz, und zue de lustige Buebe z
 z'Uzefeld vorbei gohts mit biwegliche Schritte
 zue de schöne Buechen¹⁾, und hört e heiligi Meß a.
 Guet erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
 No der heilige Meß se seits: „Iez willi mi schicke,

Ausgabe I.

*) Guggus, das die Pos! und het sie urige Phatest!

**) 's Wasserstelzli chunnt, es chömme Todtnauer Buli,

¹⁾ Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

„aß i witerß chumm.“ — Jez simmer scho vornen
 an Schönau,
 iez am Chastel verbei, und allwil witerß und witerß
 zwische Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
 und an mengem Ehrüg verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohßch, würsch allwil größer und
 schöner.

Wo di lieblichen Dthem weihet, wie färbt si der Nase
 grüener rechts und links, wie stöhn in chräftige Triebe
 neuu Ehrüter do, wie schließe in prächtige G'statte
 Bluemen an Bluemen uf, und geli saftigi Wibe!
 Wo di'm Dthem gwürzt, stöhn rothi Erdberi-Chöppli
 Millione do, und warten am schattige Thalweg.
 Wo di'm Dthem g'nährt, stigt rechts an sunnige Halbe
 goldene Lewat uf in Felbere Riemen an Rieme.
 Wo di'm Dthem g'chüelt, singt hinter de Hürste ver-
 borge
 freudig der Hirte-Bueb, und d' Holz-Ar tönnet im
 Buechwald. *)
 's Mambecher Hätteli chunnt, und wulligi Háli vo
 Zell her.

Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiise;

Ausgabe I.

*) freudig der Hirte-Bueb, und witer ehne tönt d' Holz-Ar.

Alles grüent und blüeht in tuffigfältige Farbe;
 Alles isch im Staat, und will mi Meibdeli grüße.
 Doch de bisch ke Meibdeli meh, iesz sag i der Meibli.*)

Über an der Bruckwoog, nit wit vom steinene
 Chrügli,
 Chresme d'Büebli vo Zell hoch an de felsige Halde,
 suechen Engelsüeß, und luegen aben und stune.
 „Toneli, seit der Seppli, was het echt d' Wiesen im
 Chöppli?
 „Lueg doch, wie sie stoht, und wie sie nieder an
 d' Stroß sibt
 „mit vertieftem Blick, und wie sie wieder in d'Höchi
 „schießt, und in d' Matte lauft, und mittere selber
 im Champf isch!“**)

Feldbergs Tochter, los, de g'falsch mer numme
 no halber!
 's goht mer, wie dem Seppli. Was hesch für Festen
 im Chöppli?***)

Ausgabe I.

*) Doch de bisch ke Meibdeli me, de bisch iesz e Meibli!

***) mit vertieftem Blick, und wie sie wieder uffstoh, gege de Matte lauft, und mittere selber im Champf isch.

***) Feldbergs Tochter, was hesch im Chopf? I frog wie der Seppli, Und de g'falsch mer numme halber, Chani der sage!

Fehlt der näumis, se schweß, und hättsch gern näu-
mis, se sag mer's!

Aber wer nüt seit, bisch du! Mit schwankige Schritte
Lauffsch mer d'Matten ab in dine tiefe Gedanken
furt ins Wiesethal, furt gegenem Husemer Bergwerch*),
und schangschiersch der Glauben und wirsch e lutheri-
sche Theger!

Hani's denn nit gseit, und hani mers echter nit
vorgstellt?

Aber jez isch so, was hilft jez balgen und schmähle!
Wendere hani's nit, se willi der lieber gar helfe;
öbbe bringsch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig still, i will di jez lutherisch
chleide;

f' schickt si nümme barfis z'laufe, wemme so groß
isch. **)

Do sin wißi Bauwelse-Strümpf mit chünstlige Zwickle,
(leg sie a, wenn d' chasch!) und Schueh und silberni
Kinkli ***);

do ne grüene Rock! vom breit verbendlete Liibli

Ausgabe I.

*) usem Zellerthal ins Wiesethal gegenem Bergwerch,

**) Diese Zeile fehlt in der Krauer Ausgabe.

***) (leg di selber a) und Schuh und silberni Kinkli,

fällt bis zu de Schnöblenen abe Fältli an Fältli.
 Sigt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das
 Brusttuech,
 sammet und roseroth. Sez slichtider chünstlige Zupfe
 us de schöne, sufer g'strehlte, flächsene Hoore.
 Dbe vom wiissen Necken und biegsam in d' Zupfe
 verschlunge,
 fällt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
 bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fällt der die
 Chappe,
 wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blueme?
 Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene burgoh,
 unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Dhre
 fürst mittem Letsch, und abe gegenem Gsicht zue!
 Sez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat,
 zwenzig Ehle lang und breit e Mailänder Halstuech!
 Wie ne lustig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
 'schwebts der uf der Brust, fligt mittem Dthem,
 und senkt si*),
 wahlet der über d'Achse, und fällt in prächtige
 Zipfle
 übere Rücken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind
 gohsch!

 Ausgabe I.

*) Schwebts der uf der Brust, un fligt un fällt mittem Dthem

Het me's lang, se loßt me's henke, hör i mi Lebzig.
 D'Ermel, denck wol, hencksch an Arm, wils' Wetter
 , so schön isch,
 aß me's Hemd au sieht, und dini gattigen Armlü,
 und der Schie-Huet nimmsch in d' Hand am sibene
 Wendel;
 d'Sunne git eim wärmer, und schint eim besser in
 d'Auge,
 wer en in de Hände trait, und 's stoht der au hübscher!
 Sez wärsch usstaffiert, as wenn de hofertig stoh wottsch,
 und de g'falsch mer selber wieder, chani der sage.

Wienes si iez freut, und wie's in zimpfere
 Schritte
 tänzelet, und meint, es seig d'Frau Bögtene selber,
 wie 's si Chöpfli hebt, und jeden Augenblick z'ruck
 schielt,
 ob me's echt au bschaut, und ob men em ordeli
 noluegt!
 So, de bisch io hübsch, und io du Nürkli, mer luege,
 Du Marggröver-Meidli, mit diner goldige Chappe*),
 mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorschauer,
 mittem vierfach z'semmegefegte flattrige Halstuech!

Ausgabe I.

*) io, du Zeller Meidli, mit diner marggröfer Chappe,

Aber rothet iez, wo 's hofertig Jümpferli hi
goht!*)

Denk wol uffs Plaz, denk wol zue schattige Linde,
oder in d'Beserei, und zue de Husemer Schnabe?

Hender gmeint? io wol! Am Bergwerch visperlets
abe,

lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Bloß-Balg schnufe mag, aß d' Führer nit
usgöhn.

Aber 's isch si Blibes nit. In d' Husemer Matte
schleßt's, und über d'Legi ab mit große Schritte go
Farnau,

lauffsch mer nit, se gilts mer nit, dur 's Schopfemer
Chilspel.

Aber z'Gündehuse, wer stoht echt an der Stroße,
wartet, bis de chunnsch, und goht mit freudige
Schritte

uf di dar, und git der d' Hand, und fallt der an
Buese?

Chennsch di Schwesterli nit? 's chunnt hinte füre vo
Wisleth.

Ausgabe I.

*) mittem vierfach s'hemmegsetzte Mailänder Halstuech!

Aber rothet iez, wo d'Marggröfer Jümpfere hi goht!

Uf und nieder het's di Gang und dini Gebehrde.
So de chennschs, worum denn nit? Mit freudigem
Brusche

Nimm'sch in d'Arm, und losch's nit goh, gib ach-
tig, verdrucks nit!

Sez goht's wieder witer's, und alliwil aben und abe*)!
Sieh'sch dort vorne 's Röttler Schloß — verfalleni
Mure?

In vertäfelte Stube, mit goldene Lüste verbendlet,
hen sust Fürste gwohnt, und schöni fürstligi Fraue,
Heren und Here-Gsind, und d' Freud isch z' Röttle
deheim gff.

Aber iez isch Alles still. Undenklich'i Zite
brenne keini Liechter in sine verrißene Stube,
flackeret kei Fûür uf siner versunkene Fûürstet;
goht kei Ehrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi TUBE niste dort uf mosige Bäume.
Lueg, dort ehnen isch Mulberg, und do im Schatte
verborge

's Föhris Hüsli, und am Berg dort d' Höllestemer
Chilche.

Steine lömmer liegen, und fahre duren in d'Matte,
guete Weg isch au nit um, und weibli
ch'asch laufe.

Ausgabe I.

*) Iez marschieremer witer's und alliwil abe und abe!

Wenn 's nit nidsi gieng, i weiß nit,
 obbi der noch am *).

Unter Steine chunnsch mit dine biwegliche Schritte
 wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Rebland
 Neben Hauigen aben! und neben an Hagen und
 Röttle.

Lueg mer e wenig use, wer stoht dort oben am
 Fenster

in si'm neue Chäppli, mit sine fründligen Auge?
 Nig di fin, zeig wie, und sag: „Gott grüßich, Her
 Pfarer!“

Jez gohts Thuemrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
 Siehst du das ordelig Städtli mit sine Fenstern und
 Sieble,

und die Basler Here dort uf der staubige Stroße,
 wie sie riten und fahren? Und siehst du dort 's Stet-
 tener Wirths-Hus!

Worum wirstu so still und magst nit dure go
 luege?

Gell, du siehst sel heilig Chrüg vo witem und trausch
 nit,

möchtich lieber z'ruck, as fürsü! Loß der nit gruse!

Statt dieser und der vorhergehenden Zeile steht in
 der ersten Ausgabe:

*) Will der Schanzli näumis, se mag er use zu dir cho.

's währt nit lang, se stöhn mehr frei uf schwizrischem
Bode *).

Aber wie de gohsch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner steinige Landstroß,
bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwischenem Faschinat, wirtsch alliwil größer und
schöner,
freudiger alliwil, und schaffig, was me cha sage.
Wo di lieblichen Dthem weiht, wie färbt si der Nase
grüener rechts und links, wie stöhn mit schrästige Triebe
neui Ehrüter uf, wie prangen in höhere Farbe
Bluemen ohni Zahl. De Summer-Vögle thuet d'Wahl
weh.

Wechslet nit der Ehlee mit goldene Ehettene-Blueme,
Frauemänteli, Hasebröbli, würzige Ehümmi,
Sonneblueme, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Gligeret nit der Thau uf alle Spigen und Halme?

Ausgabe I.

Jetz gohts Thuemrige zue, — sie hen der welle ne Luck thue,
aber 's macht der g'ringe Ehummer, — öb der's der Keinert
guet heist, oder nit, se gumpisch ebe, wie 's dir gfallt,
über's Stellaschi ab, und furt in d'Lörrecher Matte.
Nimm di e wenig in Acht, siehst dort im Grüene sel Ehrütz nit?
Wart, was werde d'Stettemer sage, wenn sie erfahre,
Was de z'Huse böset heisch? Doch gheit es die wenig.

Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwische?
 Ziehn sie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere *)
 feisti Matte Stunde wiit und Tauen an Tawe?
 Und derzwische stöhn scharmanti Dörfer und Chilch-
 thürn.

's Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Lörecher
 Kößli,

freße der us der Hand, und springen und tanze vor
 Freude,

und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
 halte d'Wögeli Jude-Schuel, und orglen und pfiße.

(D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het si ins
 Grab gleit.)

Aber rechts und links, wie schwanken an flachere
 Reine

Rocken und Weizhalm! Wie stöhn an sunnige
 Halde

Reben an Reben uf! Wie woget uf höhere Berge
 rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!

D's isch Alles so schön, und überall anderst und
 schöner!

Feldbergs Tochter, wo de bisch, isch Nahrig und Lebe!

Ausgabe I.

*) Ziehn sie nit von Dorf zue Dorf in lange Reviere

***) Freße der us der Hand, und sin fast närisch vor Freude,

Neben an der usen und neben an der abe
gigst der Wage, d'Geisse chlopft, und d'Säges
ruschet,

Und de grüessich alli Lüt, und schwegisch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Dehli ober e Ribli,
Drothzug oder Gerste-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengsch mit biegsamen Arme, mit glenkfeme Fingere
dure,

hilffsch de Müllere mahlen und hilffsch de Meiblene ribe,
spinnsch mer's Husemer Ise, wie Hanf in gschmei-
digi Fäde.

(Gell, jez schlacht di's Gwisse wieder wegenem
Bosge!)*

Eicheni Plütschi versägsch, und wandlet's Ise vom
Führherd

uffen Ambos, lüpfsch de Schmiede freudig der
Hammer,

singsch derzue, und gersch kei Dank, „Gott Grüessich,
Gott bhüetich!“

Und isch näume ne Bleichi, se losch di das au nit
verdrieße,

chuuchisch e bizzele buren, und hilffsch der Sunne no
bleiche,

aß sie ferig wird, sie isch gar grüselig langsem!

*) Diese Zeile fehlt in der Krauer Ausgabe.

Aber solli eis, o Wiese, sage, wie 's ander,
 nu se sey's bikennt! De hesch au bsunderi Feste,
 's chlage's alli Lüt, und sage, es sey der nit z'traue,
 und wie schön de seigsch, wie liebli dini Gibebrde,
 stand der d'Wosget in den Auge, sage sie alli.
 Eb men umluegt, chresmisch näumen über d'Faschine,
 oder rupffsch sie us, und bahnsch der bsunderi Fuesßweg,
 bohlsch de Lüte Stei uf d'Matte, Taspis und Feldspat.
 Hen sie näume gmeiht, und hen sie gwarbet und
 g'schöchlet,
 holsch's und treischs de Noehere duren Arfel um Arfel.
 's sagen au e Theil, de seigisch glüclli im Finde
 uf de Bänke, wo nit g'wüschet sin, aber i glaubs nit*
 Mengmol haseliersch, und 's muß der Alles us Weg
 goh;
 obbe rennsch e Hüslü nieder, wenns der im Weg stoht.
 Wo de gohsch, und wo de stohsch, isch Balgen und
 Balge.

Feldbergs Tochter, los, de bisch an Tuged und
 Fehler
 zutig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie
 wär's echt?

Ausgabe I.

*) uf de Bänke, wo nit g'wüschet sin, sel hani nie gseh.

Zeig, was machsch für Neugli? Was zupfisch am
sibene Bendel?

Stell bi nit so närrsch, du Dingli! 's meint no, me
wüß nit,

aß es versprochen isch, und aß sie enander scho bstelle
hen?*)

Meinsch, i chenn di Holderstock, di chräftige Wurst
nit?

Ueber hochi Felsen, und über Stouden und Hecke
eis Gangs us de Schwizerberge gumpet er z'Rhineß
aben in Bodensee, und schwimmt bis füre go Chostanz,
seit: „I mueß mi Meidli ha, do hilft nüt, und batt
nüt!“

Aber oben an Stei, se stigt er in langfeme Schritte
wieder us em See mit sufer gwäschene Füße,
Tiefeshofe gfallt em nit und 's Chloster dernebe,
furt Schafhuse zu, furt an die zackige Felse.**)

An de Felse seit er: „Und 's Meidli mueß mer werde!
„Lib und Lebe wogi dra, und Chrege und Brust-
tuech,“

Ausgabe. I.

*) Stell bi nit so närrsch, du Dingli, meinst denn, me wüßt nit,
aß de versproche bisch, und aß der enander scho bstellt hen?

***) nei, er rennt Schafhusen ab, und stobt an de Felse.

Seits, und nimt e Sprung. Jez bruttlet er abe go
 Rhinau;
 trümmelig ischs em worde, doch chunnt er witerß und
 witerß.

Eglisau und Chayserstuhl und Zurzi und Waldshut
 het er scho im Necke, vo Waldstadt lauft er zu Wald-
 stadt,

iez an Ehrenzsch aben in schöne breite Reviere*),
 Basel zu. Dört wird der Hochzeit-Bedel geschriebe.
 Gell, i weiß es! Bisch im Stand und läugnisch,
 was woht isch?

Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e schickliche
 Plaz gsi;
 's het scho menge Briggem si gattig Brütli go Wil
 gführt,
 usem Züri-Biet, vo Liesstel aben und Basel,
 und isch iez si Ma, und 's chocht em d'Suppen und
 pflegt em
 ohni Widerred vo mine gnädige Here.**)

Ausgabe. I.

*) iez am Hörnl aben in schöne breite Reviere

***) 's sin doch au scho Gutsche vo Basel use gahre,
 ohni Widerred vo mine gnädige Here,
 use zu Her Briggem, und ine zu Her Chma.

Aber di Vertraue stoht zum Ehlei-Hüniger Pfarrer:
 Wi de meinsch, se göhn mer denn dur d'Kiechener
 Matte!

Lueg, isch sel nit d'Ehlübi, und chunnt er nit ebe
 dört abe?

So er ischs, er ischs, i hörs am freudige Brusche!
 So er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
 mit de Schwizer-Hosen und mit der sammete Chreke,
 mit de chrystalene Ehnöpfen am perlesfarbige Brust-
 tuch,

mit der breite Brust, und mit de chräftige Stosze,
 's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her
 vo Basel,

stolz in sine Schritten und schön in sine Sibehrde.

D wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flat-
 terig Halstuch,
 und wie stigt der d'Röthi iez in die lieblige Backe*),
 wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
 Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit
 vorgstellt,

Ausgabe I.

*) D wie chlopft der's Herz, wie lüpft sis Mailänder Halstuch,
 Und wie stigt d'Röthi in dini lieblige Backa,

und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
 d'Geister gsunge hen, und an der silberne Wagle!
 Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei
 sage,

aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
 Förchsch, er lauf der furt, se gang! Mit Thränen
 im Aeugli

rüefts mer: „Bhüetdi Gott!“ und fällt em freudig
 an Buese.

Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gseit
 ha!

Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'sang in Ehre,
wer will's verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurst und Raft,
der Engel nit im Sterne-Glast?
e freie frohe Mueth,
e gsund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit si Morgenthau?
Trinkt nit der Bogt si Schöppli au?
Und wer am Werchtig schafft *),
dem bringt der Rebesaft
am Suntig neuu Ehrast.

Ausgabe I.

*) Am Werchtig hemmer gschaft,
Drum bringt der Rebesaft
am Sunntig neuu Ehrast.

Ne Thuß in Ehre,
 wer will's verwehre?
 Chüßt 's Blüemli nit si Schwesterli,
 und 's Sternli chüßt si Nöckberli?
 In Ehre, hani gseit,
 und in der Unschuld G'leit,
 mit Zucht und Sittsamkeit.

Ne freudig Stündli,
 ischs nit e Fündli?
 Sez hemmers und iez simmer do;
 es chunnt e Zit, würds anderst geh.
 's wäürt alles churzi Zit,
 der Chilchhof isch nit wit.
 Wer weiß, wer bal dort lit?

Wenn d'Glocke schalle,
 wer hilftis alle?
 D gebis Gott e sanfte Tod!
 e rüehig Gwisse gebis Gott,
 wenn d'Sunn am Himmel lacht,
 wenn alles blitzt und chracht,
 und in der letzte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der stille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume g'chrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie spröche mitenander beis und das,
sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn sie wieder furt, und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbaum stöhn,
mü'en felli Marcher usen Füür an d'Frohn,
sie müen den Engle zünde, wo sie göhn.*)

Ausgabe I.

*) Und wenns so finster wird, wie in're Chue,
und wemme nümme sieht, wo d'Nußbaum stöhn,
was g'schieht? se müen die füürige Manne zu
und müen den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
 und wenn's em öb wird, lengt er ebe dri,
 und blißt e Stückli Schwefelschnitten a,
 und trinkt e Schlückli Treber: Brentewi.

Dryf puzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
 Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
 und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
 mit neue Ehräfte, d'Matte ab und uf.

's isch chummliger so, wenn eim vorem Fueß
 und vor den Auge d'Togge selber rennt,
 aß wemme sie mit Hände trage mueß,
 und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
 und sieht vo witem scho die Kerli goh,
 und betet listli: „Das walt Gott der Her“ —
 „Ach bleib bei uns“ — im Wetter sin sie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
 e heimelets en a, er möcht derzue.
 Der süürig Marcher blieb io lieber dört,
 und wenn er chunnt, so hebt er d'Dhre zue.

Und schritet öbsch e trunken Ma dur d'Nacht,
 er fluecht und sappermentet: „Chrüg und Stern“,

und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
 sell hörte wohl der füürig Marcher gern.

Doch mirds em nit so guet; der Engel seit:
 „Furt, weibli furt! Do magi nüt derbo!“
 Im Wetterleich, sen isch der wiit und breit
 fei Marcher me, und au fei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
 und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
 „ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit,“
 sel isch's vernünftigt, und sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwis ein obbe brennt,
 me lauft im Uhverstand den Engle no,
 sel isch ene wie Gift und Poperment;
 im Augenblick se lön sie Alles stob.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
 „er goht vorbei, mer wen e wenig z'ruck!“
 So sage sie, und wandle still us Weg,
 und siedet nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me wilters über Steg und Bort,
 wo nummen au der Engel goht und stoht,
 se seit er z'legt: „Was gilts, i find en Ort,
 „du Lappi, wo di Weg nit dure goht!“

Der Marcher muß vora, mit stillem Tritt
 der Engel hinterher, und lauft me no,
 se sinkt men in e Gulle, 's fehlt si nit.
 Jez weisch di B'richt, und jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
 Vergiß mers nit, schribß lieber in e Buch!
 Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her,
 isch alliwil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
 ne christli Gmüeth und 's Bette zieht sie a;
 und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
 's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
 ne Geschäft für ihn ellei z'verrichte het,
 se loß en mache! was gohts di denn a?
 Und los nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, so lauf nit no!
 Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
 's isch Uhverstand, me merktß enanderno,
 und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gseit.

Der Schmelz = Ofen.

Jez brennt er in der schönsten Art,
 und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,
 und biß aß d'Nacht vom Himmel fällt,
 se würd die ersti Maßle halt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
 i ha druf hi ne Gulde g'spart.
 Gang Chüangi, lengis alte Wi,
 mer wen e wengli lustig sy!

Me Freudestund isch nit verwehrt;
 me g'nießt mit Dank, was Gott bischert,
 me trinkt e frische frohe Mueth,
 und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
 's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
 doch muß es in der Ordnung geh,
 sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
 Sez schenket i, und stoßet a:
 „Es leb der Marggrov und si Huus!“
 Zieht d'Chappen ab, und trinket us!

Ne bessere Her trait d'Erde nit,
 's isch Sege, was er thuet und git,
 i cha's nit sage, wieni setz:
 Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch soll im Sege stoh!
 's het menge Burger 's Brod dervo.
 Der Her Inspekter lengt in Trog,
 und zahlt mit Freud, es isch kei Trog.

Drum schenket i, und stoßet a!
 Der Her Inspekter isch e Ma,
 mit üfers Gattigs Lüte g'mei,
 und fründli gege groß und chlei.

Er schafft e guete Wi ufs Werk,
 er holt en über Thal und Berg,
 er stellt en luter uffs Tisch,
 und mißt, wie's recht und billig isch.

Sell isch verbei, der Ma am Führe
 muß z'trinke ha, wärs no so thür.

Es rieslet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d'Balg verstuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und stoßet a:
Gsegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au si Sach!

Am Zahltag theiltisch doch mit keim,
und bringsch der Lohn im Mastuech heim,
se luegt di d'Marei fründli a,
und seit: „S ha ne brave Ma!“

Druf schlacht sie Eiern-Anken i,
und sträut e wenig Imber dri;
sie bringt Salat und Grüebe dra,
und seit: „Sez isß, du liebe Ma!“

Und wenn e Ma si Arbet thuet,
se schmeckt em au si Esse guet.
Er tuushti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer siße do, und s' schmecktis wohl.
 Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
 wil doch der Dfe wieder goht,
 und 's Erz im volle Chübel stoht!

Se brenn er denn zu guter Stund,
 und Gott erhaltich alli gsund,
 und Gott biwahrich uf der Schicht,
 aß niemes Leid und Unglück gschicht!

Und chunnt in strenger Winters-Zit,
 wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
 en arme Bueb, en arme Ma,
 und stoht ans Fûür, und wärmt si dra,

und bringt e paar Grumbireli,
 und leits ans Fûür, und brotet sie,
 und schloft by'm Seher uffem Erz —
 schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Dört stoht so ein. Chumm, arme Ma,
 und thunis Bscheid, mer stoßen a!
 Gsegott, und tröstder Gott di Herz!
 me schloft nit lieblich uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Wiberma
 ans Fûür, und zündet 's Pfiffli a,

und seht si näumen ane mit,
se schmeck's em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Buebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
se macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfiffli usem Gficht.

Er feits ins Fuur, und balgt derzu:
„Hesch's au scho glehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark,
„Weisch? Habermark macht d'Bube stark!“ *)

's isch wohr, 's git mengi Churzwiil mehr
am Suntig no der Ghinderlehr,
und strömt der füurig Ise-Bach
im Sand, es isch e schöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„hesch au scho Ise werde seh
„im füür'ge Strom de Forme no?
Was gilts, er cha nit sage: Jo!

Ausgabe I.

*) Er feits ins Fuur, und balgt derzu:
„Du dunderstiefige Lappi du,
„sug amme Zipseli Leberwurst,
„'s isch besser für so chleini Bursch!“

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
 und wie's im Sand zu Maffle bacht,
 und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
 und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Sez schenket i, und stoßet a:
 Der Hammermeister isch e Ma!
 Wär Hammer = Schmid und Zeiner nit,
 do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs = Ma?
 's muß jede Stahl und Ise ha;
 und muß der Schnider d'Noble ge*),
 fen ischs au um si Nahrig gscheh.

Und wenn im früeiche Morgeroth
 der Buur in Feld und Fuhre stoht,
 se muß er Charst und Haut ha,
 sust isch er e verlohrene Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägese,
 zum Meihe brucht er d'Sägese,
 und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
 und 's Messer, wenn der Trübel weicht.

Ausgabe I.

*) und het der Schnider bei Noble meh,

So schmelzet denn, und schmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichel drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge; *)
's hinkt Mengen ohni Fueß und Hand,
und Menge schloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füsi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Mengste gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha; **)
drum schenket i, und stoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nun a bis in Ewigkeit!

Sez zahlemer! Sez göihmer hei,
Und schaffe hüt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

Ausgabe I.

*) 's het gnueg misrabli Ehrüppel ge;

**) und glitte, was me libe cha;

Der Morgen = Stern.

(Mit einer Melodie.)

Woher so früeh, wo ane scho,
 Her Morge = Stern enanderno,
 in diner glückrige Himmels = Tracht,
 in diner goldige Locke Pracht,
 mit dinen Auge chlor und blau
 und sufer g'wäschen im Morge = Thau?

Hesch gemeint, de seisch elleinig do?
 Nei weger nei, mer meibe scho!
 Mer meibe scho ne halbi Stund;
 früeh uffsto isch de Gliedere gsund,
 es macht e frische frohe Mueth,
 und d'Suppe schmeckt eim no so guet.

's git Lüt, sie dose frili no,
 sie chönne schier nit use cho.

Der Mähder und der Morge = Stern
 stöhn zitli uf, und wache gern,
 und was me früeh um Bieri thuet,
 das chunnt eim z'Nacht um Müni guet.

Und d'Wögeli sin au scho do,
 sie stimmen ihri Pfifli scho,
 und uffem Baum und hinterm Hag
 seit eis im andre guete Tag!
 Und 's Turtel = Tübli ruukt und lacht,
 und 's Betzit = Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
 „e guete Tag, und bhütis Gott!
 „Mer beten um e christlig Herz,
 „es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
 „wer christli lebt, het frohe Mueth:
 „der lieb Gott stoht für alles guet.“

Weisch, Zobbeli, was der Morge = Stern
 am Himmel suecht? Me seits nit gern!
 Er wandlet imme Sternli no,
 er cha schier gar nit vonnem lo;
 Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
 und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag, und goht
 si'm Sternli no dur's Morgeroth;*)
 Er suecht, und 's wird em windeweh,
 er möcht em gern e Schmügli ge,
 er möcht em sagen: I bi der hold!
 es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar binem wär,
 verwacht si Muetter handumcher,
 und wenn sie rüeft enanderno,
 fen isch mi Bürstli niene do.
 Druf slicht sie ihre Ehranz ins Hoor,
 und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern si Muetter sieht,
 se wird er todesbleich und flieht,
 er rüeft si'm Sternli: Bhüetdi Gott!
 es isch, as wenn er sterbe wott.
 Sez, Morge = Stern, hesch hohi Bit,
 di Muetterli isch nümme wit.

Dört chunnt sie scho, was hani gseit,**)
 in ihrer stille Herlichkeit!

Ausgabe I.

*) si'm Sternli no im Morgeroth;

***) Dört chunnt sie scho, i haiz io gseit,

Sie zündet ihre Strahlen a,
 der Thilch-Thurm wärmt si au scho bra,
 und wo sie fallen in Berg und Thal,
 se rüehrt si 's Leben überall.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
 „de chaschs perfekt, wie gester no!“
 und d'Chemi rauchen au als gmach;
 hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
 und wie im dunkle Bueche-Wald
 mit schwere Streiche d'Holz-Är fällt?

Was wandlet dort im Morge-Strahl
 mit Tuech und Chorb dur's Matte-Thal?
 's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
 sie bringe weger d'Suppe scho,
 und 's Anne Meili vornen a,
 es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Buebli wär,
 und 's Anne Meili chäm ung'fähr
 im Morgeroth, ihm giengi no,
 i müeßt vom Himmel abe cho,
 und wenn au d'Muetter balge wott,
 i chönnts nit so, verzeih mers Gott!

Der Karfunkel.

Wo der Netti si Tuback schnäglet, se lueget en
d'Marei

fründlig und bittwis a: „Berzeliß näumis, o Netti,
„weisch so wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle
vertschlofe!“

Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und
d'Marei

mit de Chunklen ans Liecht, und spanne d'Saiten,
und striche

mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am
Ermel.

Und der Toppo nimmt e Hampfle Liechtspöhn, und
setzt si

nebene Liechtstock hi, und seit: „Das willi verrichte.“*)

Ausgabe I.

*) nebene Liechtstock hi, und seit: „Für das will i Sorge.“

Aber der Hans Ferg lit e lange Weg überen Dfe,
 lueget aben und denkt: „Do obe hör's am beste,
 „und bi Niemes im Weg.“ Druf, wo der Metti
 fi Tuback
 gschnitte het, und 's Piffli gfüllt, se chunt er an
 Liechtspohn,
 und hebt 's Piffli drunter, und trinkt in gierige
 Züge,
 bis es brennt. Druf druckt er 's Fäur mit de Fin-
 geren abe,
 und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn nāumis
 verzehle,“
 seit er, und sikt nieder, „doch müender ordeli still sy,
 aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe
 pack di vom Dfen abe! Hesch wieder niene ke Plaz
 g'wüßt?
 Ischs der z'wohl, und g'lust's di wieder no nem
 Charfunkel?
 Numme ken, wie sell ein gsi isch, woni im Sinn
 ha. —
 's isch e Plägli näumen, es goht nit Ege no Pflug
 druf,
 Hurst an Hurst scho hundert Johr und giftige Chrüter,
 's singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht
 sie,
 breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.

's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me,
 doch seig er
 zittlich ins Wirthshus g'wandlet*), und über Bibel
 und Gesangbuch
 sin em d'Charte gsi am Samstag z'oben und Sunntig.
 Flueche het er chönne, ne Her im ruefige Chemmi
 hätt sie bsegnet und bettet, und d'Sternen am Him-
 mel hen zittert.

's het e mol im grüene Rock e borstige Jäger,
 zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flueche
 het der Michel Stich um Stich und Buefli verlohre.
 „Du vertlauffsch mer nit!“ seit für si selber der
 Grünenrock.

d'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Ichs öbbe
 ne Werber!“ **)

's isch ke Werber gsi, der werdets besser erfahre,
 wenn der Michel g'wibet het, und 's Gütli ver-
 lumpet.

Was het 's Strofwirths Tochter denkt? Sie het
 em us Liebi

Hand und Towort ge, doch nit us Liebi zuem Michel,
 nei, zue Vater und Muetter, es isch ihr Willen
 und Wunsch gsi.

Ausgabe I.

*) 's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch het er
 zittli 's Wirthshus g'wandlet,

**) d'Wirthene hets ghört, und denkt: „Was gilt's, 's isch e
 Werber!“

Sellen Oben ischs in schwere Gidanke vertschlofe,
 felli Mittnacht hets e schwere bidütsfeme Traum gha.
 's isch em gfi, es chömm vo Stause füren an
 d'Landstroß;

an der Landstroß goht e Chapeziner und bettet.

„Schenket mer au ne Helgli, Her Pater, went der
 so gut sy!

„Bini nit e Bruut? 's cha sy, 's het gueti Bidütig.“
 Landsem schüttlet si Chopf der Pater, und unter der
 Chutte

lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der sel-
 ber eis use!“

Seits, und wo nes zieht, so lengt's in schmuzigi
 Charte.

„Hesch echt 's Eckstei-Uß? 's bidütet e rothe Char-
 funkel;

„'s isch ke guete Schick.“ — „So weger,“ seit es,
 „das hani.“

Wieder seit der Pater: „Se zieh denn anderst, o
 Brütli!*)

„Hesch echt siebe Ehrüg?“ — „So weger,“ seit es
 und süßget. —

Ausgabe I.

*) Wieder seit der Pater: „Weisch was, o Brütli, zieh
 anderst!“

„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no befferi
drinn sy.

„Hesch e bluetig Herz? „So weger!“ seit's und erschrickt drob. *)—

„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!“

„Issh's der Schuslebueb?“ — „Es wird wol', b'schauet en selber!“ **) —

„So de hesch en! Tröst di Gott! Er schuslet di abe.“
So hets im Rätterli traunt, und so hets sel e mol
gschlofe.

Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch
mer en doch g'no?

So, es het io müessen und gseit: „Ins Here Gotts
Name!

„No de siebe Ehrügen und hinterem bluetige Herze
„chunt mi Heilige, wills der Her, und schuslet mi
abe.“

B'erst hätt's möge go. Zwor mengmol het no der
Michel

Ausgabe I.

*) „Tröst di Gott, zieh anderst, 's cha sy die dritte isch
besser!“

„Hesch e bluetig Herz?“ — „So weger,“ seit's, und loht's
falle. —

**) „Issh's der Schuslebueb?“ — „I weiß nit, b'schauet en
selber!“

gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und
 's Rätterli ploget,

Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
 bittet het, und bette. Ne mol se seit er: Sez willi

„Mit der affordieren, und d'Charte willi verflueche.

„Soll mi der Teufel hole, so bald i eini me arühr!

„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani
 nit mide.*)

„Grums und hül, so lang 's der g'fällt, ich cha
 der nit helfe!“ **)

Het er 's Erst nit ghalte, sen isch er im Andere
 treu gfi.

Woner ins Wirthshus chunnt, se sigt mi borstige
 Grüenrock

hinterem Tisch, selb dritt, und müschet d'Charten,
 und rüest em:

„Bisch mer e Cammerad, se chumm, se wemmer eis
 mache!“

„Ich nitt,“ seit der Michel, „Bas Margreth, leng
 mer e Schöppli!“

„Du nit?“ seit der Grüen. Chumm numme, bis
 de di Schoppe

Ausgabe I.

*) Aber ins Wirthshaus gangi, und 's Wirthshus chani nit midi.

***) „Grums und hül, so lang de witt, ich cha der nit
 helfe!“

„trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für
Churzwiil!“ *)

„He,“ denkt binem selber der Michel, „wenn es
um nüt goht,

„sel isch io nit g'spielt,“ und setzt si nebene Grün-
rock. **)

's chunt e Schnab ans Fenster mit lockiger Stirnen,
und rüeft em:

„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroße-Wirth
schickt mi.“

„Schick en wieder,“ seit er, „ich weiß scho, was er
im Chopf het! ***)

„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und gstoche
das Eckstei!“

Druf und druf! B'legt seit der Grünen: „Was bisch
du ne Glückschind!

„Möcht'sch nit umme Ehrüger mache?“ ****) Sell
isch iez eithue,

Ausgabe I.

*) „Trunke hesch, und 's goht um nüt, 's isch ebe für
Churzwiil!“

**) „sell isch io nit g'spielt“, und setzt si richtig zum Grünenrock.

***) „Schick en wieder“, seit er, „i weiß scho, was er würd
welle.“

****) Druf und druf! B'legt seit der Grünenrock: „Soß, de
spielt'sch glückli!“

Wemmer umme Ehrüger mache?“ —

denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es
isch eithue!*)

„Chömmet,“ rüeft der Schnab, und pöpperlet wieder
am Fenster,

„Nummen uf en einzig Wörtli!“ -- „Los mi un-
g'heit tez!

„Chrüz im Baum, und Schufle no, und no ne
mol Schufle!“

Und so gohts vom Chrüger bis endli zue der Dub-
lone.**)

Wo sie auffstöhn, seit der Grüenrock: „Michel,
i cha di

„iez nit zahle. Magsch derschür mi Fingering bhalte,
„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„in dem rothe Carfunkel. D lueg doch, wie ner
ein a'blizt!“ ***)

's dritmol chlopfts am Fenster: „D Michel, chöm-
met, wil's Zit isch!“

„Los en schweze, seit der Grüenrock, wenn er nit
geh will!

Ausgabe I.

*) Denkt der Michel, „Spielt isch gspielt, und Müntwege!“
seit er.

***) Und so gohts vom Chrüger bis endli uffe Dublone.

***) „iez nit zahle! Nimm mi Ring, 's cha si er isch mehr
werth!“

„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke
Chrüger

„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit
fehle.

„Wenn der Ring am Finger steckt und wenn de in
Sack lengsch

„alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.

„Nummen an fem Firtig, i wott der das selber
nit rothe.

„Chasch mi wilers bruche, so rüef mer nummen!
I hör di.

„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d'Ohre nit bi-
mer?“

Sieder briegget d'Frau deheim im einsame
Stübli.

und list in der Bibel und im verriffene Betbuech,
und der Michel chunnt und schändet: „Findi di
wieder

„an dim ewige Betten und dunderstießige Hüle?

„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!“

's Kätterli verschriekt: „D Jesis,“ seit es, „was
siehni!

„'s isch ke guete Schick!“ — und sinkt dernieder
in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bit-
tere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo dner no war-
tet!

Sez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte
flankiert er,
alli Ghülbene bsuecht er *), und wo me ne Wirths-
hus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um
Bieri,
sigt der Michel hört, und müschlet trüeglich
Charte.
's Ghind verwilbert, 's Gütli schwindet, Acker um
Acker
hunn an Stab und d'Frau vergoht in bittere
Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Ant-
wort:
„Chunnsch du Lump?“ Und so und so. — Mit
trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht sie Frau. Sez muß er
zuem Pfarrer,

Ausgabe I.

*) goht uf jedi Ghülbi,

iez vor Oberamt, und mittem Haschierer im Thurn
zue.

Gohr er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der
Buzli

Buzli wieder d'Ohre striicht, und Gallen ins Bluet
mischt.

So währts siebe Johr. Emol se bringt en der
Buzli

wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirths-
hus,

„eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der
ge hen!

„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird
di nit brenne. *)

„Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht
mi versprengge **)

„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe ver-
bittret.

„So ne Ma, wie du, wo 's Tags sie Thaler ver-
thue cha.

Ausgabe I.

*) „Was der d'Frau zum Willkumm präglet, wird di nit
brenne.

**) „Los, de duursch mi, wenn i dra denk, 's möcht ein
versprengge,

„Glückli bisch im Spiele, doch no nem leidige Spruch-
wort,
„mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch ellei, wie hätt'sch's so guet, und lebtisch so
rüehig!
„'s pin'get di, me sieht ders an *), und d'Dere
schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz**), er chüelt der öbbe di
Fast ab!“

Aber d'Frau deheim, mit z'semmegschlagene
Hände
sitz sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Him-
mel,
„Siebe Johr und siebe Ehrüß!“ so schluchz-
get sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel
wells ende!“
Seits und nimmt e Buech und betet in Todesgi-
danke.

Ausgabe I.

*) 's pin'get di, i sieh ders a, und d'Dere schwelle.

**) Trink e Schlückli Brentewi, er chüelt der di Fast ab!“

Drüber schnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli
schnauzt er:

„Hütsch au wieder? Du hests nöthig, falschi Canali!
„Sur-Chrut hoch mer!“ 's Rätterli seit: „'s isch
niene ke Für meh.“

„Sur-Chrut willi! Lueg, i dreih der 's Messer
im Lib um.“ —

„Lieber hät, as morn. De bringsch mi untere
Bode

„ei Weg wie der ander, und 's Buebli hesch mer
scho g'mordet.“ —

„Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden
abe verschlage!“

Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Rätter-
li nieder. *)

„D mi bluetig Herz!“ so stöhnts no lisli,
wo's umfallt. **)

Chumm, o Schuflebueb, do hesch mi,
schufle mi abe!“

Jetz der Michel furt, vom schnelle Schrecken er-
griffe,

Ausgabe I.

*) Seit's und zuckt, und sinnlos trümmlet 's Rätterli nieder,

**) „D mi bluetig Herz“, so stöhnts no lisli im Falle,

läuft ins Feld, der Bode schwankt, und 's rafflet
im Nußbaum.

„Buzli Buzli roth mer du!“ So rüest er. Der
Buzli,

hinterm Nußbaum stoht er, und chunnt, und frogt
en: „Was fehlt der?“

„D'Rätheri hant verstoche, iez roth mer, was i soll
make!“ —

„I sch das Alles?“ seit der Buzli. „Weger de
chasch ein

„doch verschrecken, aß me meint, was Wunder pas-
fiert seig!

„Märsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e
Verdruß ge.

„I sch nit dort der Rhi? Und chumm, ich will di
bigleite,

„'s stoht e Schiff am Gstadt!“ — Sez stige sie
ehnen im Sunggäu

frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im einseme
Wirthhus

brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do
in isch,“

seit der Grünen, „wer weiß, du chasch der d'Grille
vertribe!“

Aber im Wirthshus siße noch spoti nächtligi
 Gfelle,
 und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
 „Chrüg isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet
 der die do?
 „Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche
 das Herzli!“ —
 's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit loefiger
 Stirne *)
 iez ke Ehnab erschine? Nei weger! Michel, es
 endet!
 D, wie spielsch so söllich ungschickt? G'stoche das
 Herzli,
 lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e
 Stich macht,
 wiederholts der Grünen **), und wirft im Michel e
 Blick zue.
 Drüber warnts uf Zwölfi***). Mit allwil schlechtere
 Charte
 spielt er allwil schlechter, und zahlt afange mit
 Ehride.

 Ausgabe I.

*) 's warnet scho uf Zwölfi. D will mit loefiger Stirne.

**) Buzli.

***) 's schlacht scho Zwölfi us.

Druf het's Zwölfi gschlage. *) Sez lengt er mit
 g'ringletem Finger
 frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische
 Thaler?“
 Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasigi
 Scherbe,
 thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke
 der Grünen a.
 Aber der Buzli leert si Brenntewi, Glässi und
 schmazget:
 „Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen
 ins Bett goh!
 „'s chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Firtig.
 „Isch nit Ludwigstag, der fünfsezwenzigst Au-
 gusti?
 „Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en
 nit abe!“
 D, wie het der Michel g'lost — e lustige Fir-
 tig!
 D wie het er d'Füesß am Tischbei unte verchlammert!
 's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängst-
 lichem Bebe

Ausgabe I.

*) 's schlacht e Viertel uf Eis.

stoht er uf, und seht ke Wort, und göhn mit enander, *)

vornen a der Gruen, und an de Ferse der Michel, wie ne Chalb im Messger folgt zur bluetige Schlachtbank.

Debbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stellt en der Buzli.

„Michel, seit er, lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!

„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!

„'s goht kei Luft, es schwankt kei Mast, es rüehrt si ke Läubli,

„Und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette, **)

„oder machst der d' Uerthen und isch der's Lebe verleidet? ***)

„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mueß ders bikenne.

Ausgabe. I.

*) und goht mittem Buzli,

**) De wirsch doch nit bette!

***) Machsch der edde d'Uerthe? Gelt 's Leben isch der verleidet?

„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blozemer
Mert g'chauft!

„Hau der d'Gurgele selber ab, se host's di ke
Trinkgeld!“

* * *

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem
Dthem

seit druf d'Muetter: *) „Bisch bal ferig? Mach mer
die Meidli

„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete
Mäheli!“ —

„So, i bi jo ferig!“ erwiedert der Aetti, „dört
sit er

„Mit sim Ring im Dorne-Ghürst, wo d'Trostle nit
singe.“

Aber d'Marei seit: „D Muetter, wer wird em
denn förche!

„Denksch, i merk nit, was er meint, und was er
will sage?“

Ausgabe I.

*) So verzehlt der Aetti, und mit engbrüstigem Dthem
seit iez d'Muetter:

„So, der Bizli Buzli, das isch die bösi Versuechig.

„Lockt sie nit, und fñehrt sie nit in Sñnden und

Elend,

„wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und

schafft nñt!

„Und der loekig Chnab isch gueti Warnig im

Gewisse.

„D, i chenn mi Ketti wohl, und sini Sidanke!“

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuehl sit
 für Basseltang, und Liechtspöhn schnitz,
 se chunt e Herli wohlgimueth,
 und frogt no frei: „Haut's Messer guet?“

Und seit mer frei no Guete Tag!
 und woni lueg, und woni sag:
 „'s chönnt besser go, und Große Dank!“
 se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
 und woni lueg, ischs nümme do,
 und woni rüef: „Du Herli he!“
 so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
 stell umme, was de hesch und witt,
 und wenn en Anders schlofe cha,
 se hörli alli Stunde schla.

und was i schaff, das g'rothet nit,
 und alli Schritt und alli Tritt,
 se chunnt mim Sinn das Herli für, *)
 und was i schweg, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gfichtli gha,
 's verluegti si en Engel dra,
 und 's seit mit so 'me freie Mueth,
 so lieb und süß: „Haut's Messer guet?“

Und leider hani's ghört und gseh,
 und fellemol's und nümme meh.
 Dört isch's an Hag und Hurst verbei,
 und wilers über Stock und Stei.

Ausgabe I.

*) se chunnt mer ebbe das Herli für,

Wer spöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli hund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Muetterli, was isch im Mo' ?“
 He, siehst denn nit, e Ma!
 „So wegerli, i sieh ne scho.
 „Er het e Eschöpli a.“

„Was tribt er denn die ganzi Nacht,
 „er rühret io kei Glied?“
 He, siehst nit, aß er Welle macht?
 „So, ebe dreht er d'Wied.“

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
 „und machti d'Welle do.“

He, isch er denn us úser Gmei?
Mer hen scho selber so. *)

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Mütterli?
„Wer het en bannet dörthi?“
Me het em gseit der Dieterli,
e Nütznug isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Bogt
zur Strof ins Hüsli gespert,
sen isch er ebe z'Chander g'hoct,
und het d'Butelli g'lert.

Ausgabe I.

*) Mer hen scho gnueg e so.

„Se, Muetterli, wer het em's Geld
 „zu so me Lebe ge?
 Du Märsch, er het in Hus und Feld
 scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
 so stoht er uf vor Tag,
 und nimmt e Beil, und tummlet sie,
 und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Buechli um,
 macht Bohne-Stecke drus,
 und treit sie furt, und luegt nit um,
 und isch scho fast am Hus.

Und ebe goht er uffem Steg, *)
 se ruuscht em öbbis für:
 „Sez, Dieter, gohts en andre Weg!
 „Sez, Dieter, chumm mit mir!“

Ausgabe I.

*) Und ebe goht er übern Steg,

Und uf und furt, und siber isch
 fet Dieter wit und breit.
 Dört obe stoht er im Gibüsch
 und in der Einsamkeit.

Sez haut er iungi Buechli um;
 iez chuchet er in d'Händ;
 iez dreiht er d'Wied, und leit sie drum,
 und 's Sufe het en End.

So gohts dem arme Dieterli; *)
 er isch e gstrofte Ma!
 „D bhüetis Gott, lieb Muetterli,
 „i möchts nit mittem ha!“

Se hüt di vorem böse Ding,
 's bringt numme Weh und Ach!
 Wenn's Sunntig isch, se bet und sing; **)
 am Werchtig schaff di Sach.

Ausgabe I.

*) So gohts im arme Dieterli;

**) Um Sunntig rueih, und bet und sing.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothshere Hus,
 's isch wohnt, 's sieht proper us;
 doch ischs mer, sie heigen o Müeh und Noth
 und allerlei schweri Gidanke,
 „Chromet süeßen Anke!“
 wies eben überall goht.

So weger, me meint, in der Stadt
 feig alles sufer und glatt;
 die Here sehn eim so lustig us,
 und 's Ehrüg isch ebe durane,
 „Chromet iungi Hahne!“
 mengmol im pröperste Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
 gohts, meini, ehnder no a
 im Freie duffe, wo d'Sunn o lacht,
 und Bluemen und Uehri schwanke,
 „Chromet süeßen Anke!“
 und d'Sterne flimmere z'Nacht. *)

Und, wenn der Tag verwacht, **)
 was isch nit für e Pracht!
 Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
 er seig scho an der Ehrischone ¹⁾,
 „Chromet grüeni Bohne!“
 und chömmiez enanderno.

Und d'Wögeli meine's o,
 sie werde so busper und froh,
 und sänge: „Her Gott dich loben wir!“

Ausgabe I.

*) Do innen isch's zum Witrüebe;

„Chromet geli Rüebe!“

Sie hen schier allwil Nacht.

**) Früeh, wenn der Tag verwacht,

¹⁾ Alte Kirche auf einem Bergrücken.

und 's gligeret ebe z'send ane;
 „Chromet iungi Hahne!“
 's isch wohr, me verlueget sie schier.

Und faßt e frische Mueth,
 und denkt: Gott meint is guet, *)
 lust hätt der Himmel bei Morgeroth;
 er willis nummen o liebe.

„Chromet geli Riebe!“
 Mer bruche ke Zuckerbrod.

Und innerwendig am Thor
 het Menge d'Umhäng no vor, **)
 er schloft no tief, und 's traumt em no. ***)
 Und ziehn sie der Umhang fürsü,
 „Chromet schwarzi Chirsi!“
 se simmer scho alli do. †)

Ausgabe I.

*) Und denkt: Gott meint is guet,

**) se hen sie d'Umhäng no vor,

***) 's isch ebe no Alles still und todt.

†) se sehn sie bei Morgenroth.

Drum merke sieß selber schier,
 und chömme zuem Pläsier
 uffs Land, und hole ne frische Mueth
 im Adler und bim Schwane,
 „Chromet iungi Hahne!“
 und 's schmeckene zimli guet. *)

Und doch meint so ne Her,
 er seig weiß Wunder mehr,
 und lueget ein numme halber a. **)
 Es dunkt mi aber, er irr sie;

„Chromet süeßi Chirsi!“
 Mi Hans isch au no e Ma. ***)

Nich sin sie, 's isch kei Frog,
 's Geld het nit Platz im Trog.
 Mir thuet bym Bluest e Büefli weh,
 bi ihne heißt es: Dublone, †)

„Chromet grüeni Bohne!“
 und hen no allwil meh.

Ausgabe I.

*) üß stünd io d'Stadt wol guet!

**) ah üfers gattigs und bschaut ein nit.

***) mer tuuschte wegerli nit.

†) thuet üser eim e Büefli weh,
 verkaufe sie Dublone.

Was chost en Inmis nit?
 's heißt numme: Mul, was witt?
 Pastelli, Strübli, Fleisch und Fisch,
 und Törtli und Makrone.

„Chromet grüeni Bohne!“
 Der Plaz fehlt uffem Tisch.

Und erst der Staat am Lib!
 me cha's nit seh vor Chib.
 Lueg numme die chospere Junten a!
 I wott, sie schenkte mit sie.

„Chromet schwarze Chirsi!“
 Sie chönnte mini drum ha. *)

Doch isch eim 's Herz bitrüebt,
 se gib em, was em b'liebt,
 es schmeckt em nit, und freut en nit;
 es goht eim wie de Chranke.

„Chromet süeßen Anke!“
 Was thuet me denn dermit?

Ausgabe I.

*) So wedelet numme, d'Etros isch breit,
 mit eure Junten! I thätich —

„Chromet zarti Ketich!“
 i hätt schier gar näumis gseit.

Und het me Ehrüg und Harm,
 sen isch me ringer arm;
 me het nit viel, und bruucht nit viel,
 und isch doch sicher vor Diebe,
 „Chromet geli Rüebe!“
 B'legt chunnt men o zum Ziel.

So gell, wenn 's Stündli schlacht?
 He, io, 's bringt iedi Nacht
 e Morgen, und me freut si druf.
 Gott het im Himmel Throne,
 „Chromet grüeni Bohne!“
 Mer wen do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

D, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
 lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
D lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
 und wie si 's Fazenetli nimmt,
 e Wülkli, blau mit roth vermüschet,
 und wie sie an der Stirne wüschet.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
 im Summer gar, der Weg isch wit,
 und Arbet findt sie überall, *)
 in Hus und Feld, in Berg und Thal.
 's will Alles Liecht und Wârmi ha,
 und spricht sie um e Segen a.

Ausgabe I.

*) und z'schaffe findt sie überall

Meng Blüemli het sie usstaffiert,
 und mit scharmante Farbe ziert,
 und mengem Immlü z'trinke ge,
 und gseit: Hesch gnueg und witt no meh? *)
 und 's Chäferli het hinteno
 doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
 und 's zitiig Sömlü use g'lengt.
 Hen d'Vögel nit bis z'allerlegt
 e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wegt?
 Und kein goh hungerig ins Bett,
 wo nit si Theil im Ehröpfli het.

Und wo am Baum e Chriess lacht,
 se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
 und wo im Feld en Aehri schwankt,
 und wo am Pfohl e Rebe rankt,
 se het sie eben abe glengt,
 und het's mit Laub und Bluest umbengt.

 Ausgabe I.

*) und g'roggt: Hesch gnueg und witt no meh?

Und uf der Bleichi het sie gschafft
 hütie und ie us aller Chraft.
 Der Bleicher het si selber g'freut,
 doch hätt' er nit : Vergelts Gott! gseit.
 Und het e Frau ne Wöschli gha,
 se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger woht, und überall,
 wo d'Sägesen im ganze Thal
 dur Gras und Halme gangen isch,
 se het sie gheuet froh und frisch.
 Es isch e Sach by miner Treu,
 am Morge Gras und z'Dbe Heu!

Drum isch sie iez so fölli müed,
 und bruucht zuem Schlof kei Dbe-Lied;
 kei Wunder, wenn sie schnuust und schwigt.
 Lueg wie sie dört uf's Bergli sigt!
 Jez lächlet sie zum letzte mol,
 jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüet di Gott!
 Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
 het no nit gnueg, er bschaut sie no.

Du Wundervig, was gaffsch denn so?
 Was gilt's, sie thuet der bald derfür,
 und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gueti Frau,
 sie het ihr redli Hus-Chrüg au.
 Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
 und chunnt sie heim, nimmt er si Huet.
 und was i sag, iez chunnt er bald,
 dort sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was triibt er echt?
 Me meint schier gar, er trau nit recht.
 Chum numme, sie isch nümme do,
 's wird Alles sy, se schloft sie scho.
 Sez stoht er uf, und luegt ins Thal,
 und 's Möhnli grüeft en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
 und wer kei Dorn im G'wisse het,
 der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
 me wird vom Schaffe selber müed;
 und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
 drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Gref!
 Du lieben Engel, was i bitt,
 bi Lib und Lebe verwach mer nit,
 Gott gunnts mi'm Chind im Schlof! *)

Verwach mer nit, verwachmer nit!
 Di Muetter goht mit stillem Tritt,
 sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
 und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Ausgabe I.

*) Gott gits de Einnen im Schlof!

Was henki der denn dra?
 Ne schöne Lebkueche=Ma,
 ne Sigeli, ne Mummeli
 und Blüemli wiiß und roth und gel,
 vom allerfinste Zucker=Mehl. *)

's isch gnueg, du Muetter=Herz!
 Viel Süeß macht numme Schmerz,
 Sieb's sparsam, wie der liebi Gott,
 nit all' Tag helfet er Zuckerr=Brod. **)

Sez Rümmechrüsliger her,
 die allerschönste, woni ha,
 's isch nummen au kei Möseli dra.
 Wer het sie schöner, wer?

's isch wahr, es isch e Pracht,
 was so en Deyfel lacht;

Ausgabe I.

*) Alles vo süesssem Zucker=Mehl.

**) er helfet nit alli Tag Zucker=Brod.

und isch der Zucker-Beck e Ma,
 se mach er so ein, wenn er cha.
 Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
 Ne Fagenetli wiiß und roth,
 und das eis vo de schöne.
 D Ghind, vor bittre Thräne
 bimahr di Gott, bimahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
 ne Büechli, Ghind, 's isch au no di.
 I leg der schöni Helgli dri?
 und schöni Gibetli sin selber drinn.

Sez chönnti, traui, goh;
 es fehlt nüt meh zum Guete —
 Pog tausig, no ne Ruethe!
 Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
 's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;

doch witt nit anderst, sen ischs der gsund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Sez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeh der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmschs und danksch mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth.
und schmeckts der numme, sen ischs scho guet.

Ausgabe I.

*) de muesch nit, wenn d' nit witt.

Dim Bluest, der Wächter rüest
scho Delfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertiest,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Sez bhüt di Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Ehndes Fleisch und Bluet ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

Eine Frage.

Sag, weisch denn selber au, du liebe Seel,
 was 's Wienechtchindli isch, und heshs bidenkt?
 Denk wol i sag der's, und i freu mi druf.

D, 's isch en Engel usem Paradies,
 mit sanften Augen und mit zartem Herz.
 Vom reine Himmel abe het en Gott
 de Chindlene zum Trost und Sege gschickt.
 Er huetet sie am Bettli Tag und Nacht.
 Er deckt sie mittem weiche Fegge zue,
 und weiht er sie mit reinem Dhem a,
 wird's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
 Er treit sie uf de Hände in der G'fohr,
 gönnt Blüemli für sie uf der grüene Flur,

und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
 se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
 e schöne Fruehlig in der Stuben uf,
 und lächlet still, und het si süezi Freud,
 und Muetterliebi heist si schöne Name.

So, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
 sag G u e t e T a g, und B'hüetich Gott, und lueg!
 Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
 wie alli Muetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
 In alle Naste nüt als Zuckerbrod.
 's isch nit viel nug. Die het e narschi Freud
 an ihrem Buebli, will em Alles süezi
 und liebli mache, thuet em, was es will.
 Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
 se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
 und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?“
 So weger, Muetterli, das isch di Dank!

Sez do siehts anderst dri ins Noehbers Hus.
 Scharmanti bruni Bire, welschi Ruz

und menge rothen Döpfel ab der Hurt, *)
 e Gusebücheli, doch wills Gott der Her
 ke Guse drin. Vom zarte Bese-Ris
 e goldig Nüethli, schlank und nagelneu!
 Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
 Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
 und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
 es seig der Her im Hus, se hebt sie b'herzt
 der Finger uf, und förcht ihr Buebli nit,
 und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?“
 Und 's Buebli folgt, und wird e brave Chnab.

Sez göhn mer wieder witer's um e Hus.
 Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
 schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
 Chumm, weibli chumm, do blibe mer nit lang!
 D Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
 Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
 wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet
 verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
 und hungrig bi den andre Chinde stöhn

Ausgabe. I.

*) Scharmantt rothi Döpfel ab der Hurt!

mit ihre breite Rufe, schüch und fremd?
 Und Wi und Cassi schmeckt de doch so guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
 was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
 Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
 ne schrumpfig Depfeli, ne dürri Nuß!
 Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf
 d'Schoß,
 und wärmt's am Buese, luegets a und brlegt;
 der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
 Sel isch nit g'fehlt, 's isch mehr as Marzipan
 und Zuckererböli. Gott im Himmel siehst,
 und het us mengem arme Buebli doch
 e brave Ma und Bogt und Richter gmacht,
 und usem Töchterli ne bravi Frau,
 wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Noch eine Frage.

Und weisch denn selber au, du liebi Seel,
 worum de dine zarte Ehinde d'Freud
 in so ne stachlig Bäuml¹⁾ ine hentesch,
 Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinsch,
 und spigi Dörn, aß 's Buebli nit, wie's will, *)
 die schöne Sachen use höckle cha.
 's wär nit gar übel gfeht, doch weischs nit recht.
 Denk wol, i sag dersch, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menschelebe soll
 der dornig Freudebaum en Abbild sy.

Ausgabe I.

¹⁾ Stechpalme.

*) und Dörnli dra, aß 's Buebli nit, wie's will,

Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
 und was der 's Lebe süß und liebli macht,
 und was no schöner in der Ferni schwebt, *)
 de freusch bi druf, doch in de Dörne hangt.

Was denksch derzue? Zuem Erste sagi so:
 Wenn Bermeth in di Freudebecher fließt
 und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
 verschrick nit drab, und stell die nit so fremd!
 Di eignü Muetter selig, tröst sie Gott!
 sie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
 Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
 nooch bi nenander wohne Freud und Leid.“

Zuem Zweite sagi das: Es wär nit guet,
 wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
 sieht gar viel gattiger und schöner us,
 und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
 's wär lust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
 und was am Bäumlü schön und glißrig hangt,

Ausgabe I.

*) und was no schöner in der Zuekunft schwebt,

uf eimol in e Suppeschüßli thät,
 und stellti's umme: „ß, so lang de magst,
 „und näumis do isch!“ Wärs nit Uhverstand?

Zum Dritte sagi: Wemmen in der Welt
 will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
 sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
 und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. *)
 Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denf mer dra,
 und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
 se loß ders schmecke! Sunn bers Gott der Her!

Ausgabe I.

*) und zieht e leeri Hand voll Schrunde z'ruck.

Gespenscht an der Randerer StraÙe.

's git Espenster, sell isch us und isch vorbei!
 Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
 und bring e Ruusch! De triffsch e Pläzli a,
 und dõrt verirrsch. I setz e Büesli dra.

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Plaz
 e Hüslü gfi; e Frau, e Chind, e Chaz
 hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
 sie Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!“
 se het me gemeint, sie stoß der Chopf an d'Wand.
 Doch holt sie d'Pappe no vom Fûür und blost,
 und gits im Chind, und seit: „Du bisch mi Trost!“

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi
Chind

zur Thüren us, und d'Muetter sîgt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüest und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flöschs Bueb ischs gsi,

Sez rüestet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „S folg der bald!“
Sie setzt si nieder, hûetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nûnte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sîgt der Geist no dört, und hûetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß vorbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und fñehrt en abwärts, feig er, wer er fey,
er loßt en um fei Preis am Grab vorbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlert hñßt und hott,
er bñinnt fi: „Wini echterst, woni sott?“ *)
Und luegt und loßt, und mauet öbbe d'Chag,
fe meint er, 's chreib e Guhl an sellem Plaz.

Er goht druf bar, und über Steg und Bruck
fe mauet sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er feig iez bald dehei,
fe stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
fe seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Bñebli nüt!“
Er rñhrt si nit, er loßt sie ordeli
passieren ihres Wegs. Wer stöht der mi?

Ausgabe I.

*) z'lest seit er: „Wini echterst, woni sott?“

Der Käfer.

Der Käfer fliegt der Silge zue,
es sigt e schönen Engel dort!
er wirthet gwis mit Blumensaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?“ —
„Ne Schöppli Alte hätte gern!“ —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern.“

„So schenk e Schöppli Neuen i!“ —
„Do besch eis!“ het der Engel gseit.
Der Käfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frog: „Was isch mi Schuldigkeit?“

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
 „Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
 „weisch was, se nimm das Bluememehl,
 „und tragmers dört ins Nochbers Hus!“ *)

„Er het zwor selber, was er bruucht,
 „Doch freut's en, und er schickt mer au
 „mengmol e Hämpfeli Bluememehl
 „mengmol e Tröpfli Morgethau.“

Der Chäfer seit: „So frili, io!
 „Vergetts Gott, wenn de z'friede bisch.“
 Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
 wo wieder so en Engel isch.

Er seit. „I chumm vom Nochber her,
 „Gott grüef di, und er schick der do
 „au Bluememehl!“ Der Engel seit:
 „De hättsch nit chönne iuster cho.“

Ausgabe I.

*) „und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!“

Er ladet ab; der Engel schenkt
 e Schöppli guete Neuen i.
 Er seit: „De trink eis, wenn de magst!“ *)
 Der Schäfer seit: „Sell cha scho sy!“

Druf fliegt er zue si'm Schägli heim,
 's wohnt in der nächste Haselhurst.
 Es balgt und seit: „Wo blibstsch so lang?“
 Er seit: „Was chani für mi Durst?“

Jetzt luegt er's a, und nimmts in Arm, **)
 er chüßt, und isch bim Schägli froh.
 Druf leit er si ins Todtebett,
 Und seit zuem Schägli: „Chumm bal no!“

Gell Ceppli, 's dunkt di ordeli?
 De hebstsch au so ne lustig Bluet.
 Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
 es isch wohl für e Thierli guet.

*) Er seit: „Chumm, trink eis, wenn de magst!“

**) Jetzt stohet er uf, er nimmts in Arm,

Der Statthalter von Schopfheim.

Wetter Hans Ferg, 's dunnet, es dunneret ehnen
 am Rhi-Strom,
 und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber. *)
 's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blitzt, und
 loset, wie's windet,
 wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-
 Thurm gahret!
 Helfs Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alli-
 wiil stärcher.
 Zieht doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Kuge
 verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir isch, wenns numme vorben
 wär.

**) zieht doch d'Läden a, aß der Glast den Auge nit weh
 thuet.

und iez holet 's Chrüsti und siget do ummen, i
willich

us den alte Brite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e feltfeme
Bueb ge,

isch's der Friederli gsi in siner Jugend, das weißt!
Aber schöner as er isch fen dur's Wiesethal
g'wandlet, *)

woner no Bure = Chnecht bim alte Statthalter gsi
isch.

Chrussi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige
Glieder.

's Meisters Breneli het an ihm si eigeni Freud
gha,

er am Breneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder
's Chrüsti

und e Ränftli Brod derzue? Jez het und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Netti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter isch's und drüber gange, was me cha sage,

Ausgabe I.

*) Aber schöner as er, isch fen uf der Vor-Chilche gstande,

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und
Hochmuetz,

Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen
zueg'no. *)

Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.

Z'legt het no der Friede ne Paß Maroden im Land
g'lo,

g'föhrli Bolch mit Schwerd und Büchse, listig und
unheim;

's sin bitrüebti Bite gsi, Gott well is biwahr!

Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an
Farnau

Huß und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke
Tropfe

Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo
Farnau

bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an
Schmehle

het der Uehli g'meibt, und 's Heu uf d'Egerte heim-
g'fuehrt,

A u s g a b e I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets nümme wisse s'prestiere,

het der Uehli gmezget, und het er gwurftet bis z'Oben,
 het er z'Nacht si Ehrüegli g'lüpft bim brotene
 Ribbli. *)

„Breni gang in Cheller, und Breni leng mer
 z'trinke!“

het er mehr a s zwenzig mol mit brochener Stimm
 gseit.

Gesinnet hen sie n emol uf siebe' Mos und e Schöppli.

Aber wo meinether mög sel Bit der Friederli
 gsi sy?

Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und
 Roffe' **)

Hender gmeint, io wohl! Scho z' Fasnecht isch er
 im Meister

us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter
 ghüblet.

Het er näumis bosget, se willi 's nit verrotte;
 was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e
 Monet

Ausgabe I.

*) het der Uehli gmezget, und het er der Tag dure
 gwurftet,

het er z'obe 's Ehrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli.

**) Debben im Fuetergang, und öbbe bi's Statthalters Stiere?

het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs
Aprille

stobt er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön a Wuchs und Gesicht, und fründli gege de
Lüte,

muethig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der
Hauptma!

„Was de seisch, das thüemer, und schickis numme,
se göhmer,

„hundert füfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!“

Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
„wemmer em der Meister zeigen, as es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gses und Ordng im
Land isch.“ *)

Helfis Gott der Her! — Sez rüeft der Hauptma
sim Bólchli:

„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het
gmezget.

„'s wär e Site Speck wol us der Bütene z'hole

Ausgabe I.

*) „bis as wieder Recht und Gses und Ordng ins Land
chunnt.“

„und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Breneli
duurt mi.

„Besser ischs, es göhn e Paar, und singen ums
Würstli! *)

„Saget, i löß en grüessen, er solls im Friede ver-
zehre,

„und mer vo der Sau doch au e Muesterli schicke.

„Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte ver-
scheuchet?

„Hemmer uf sine Matte ne Habermark = Störzli
vertrette

„Oder e Bäumlü gschüttelt? Isch sine Schnechten
und Buebe

„nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet
und g'wässert

„'Nacht um Eis, und früeh vor Tag; sie chönne
nit chlage.

„Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich gueti
Berrichtig!“

Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit
Säcke zuem Uehli.

„Guten Dbe!“ — „Dunderschieß! Was henber,
was wender?“ —

Ausgabe I.

*) „Göhnt e Stücker drei, 's isch besser, singet ums
Würstli!“

„He, mer chömme do abe vom Sattel-Hof. Zeiget,
wie sinder!

„So het ùse Meister gseit, so sagemer wieder.“

Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Breneli
näumi

duffe gfi, doch d'Chnecht sin uffem Dse-Bank glege,
und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und
Antwort.

„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit
z'melde),

„Meister hi und Meister her, und wer isch der
Meister? *)

„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen
und stehle,

„Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Soldate,

„Säge-Filer, Beinemaker, anderi Strolche.

„Wemmen alle wott ge, me müest no mittene
laufe.

„Packetich, iez isch's hochi Zit!“ — „He io, der
Gottswille!

„Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so
ne Würstli!“ —

Ausgabe I.

*) „Was gheit mi eue Meister, und he, wer isch eue Meister?“

„Wart du Siebe=Chezer, e Ribbe=Stückli wird guet
sy! *)

„Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fareschwanz abe!

„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige
Strolche!“ —

So, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Dfe
d'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Breneli
dusse.

„Meisterne, iez ischs gfehlt, iez Meisterne helfet
und rothet!

„Das und das isch gscheh, sie hen's nit an is
verdienet. **)

„Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze
g'hütet

„'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne
nit chlage,

„Funtereri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?

„Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster
rede.“

's Breneli lost und lost, es macht bidenkliche Mine;

Ausgabe I.

*) „Wart du Siebe=Chezer, e Ribbe=Stückli isch besser!

**) Das und das isch gscheh, und weger sie hens nit verdienet.

's Breneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mai-
länder Halstuech,
's Breneli chnüpft am Fürtuech-Bendel — „Sepli,
spann's Rosß a,
„und e Welle Strau, hesh ghört, und loß mer
der Meister
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer
Stroß uf,
„lueg, ob Alles sicher isch, und niene ke Bolch
stoh! —“
Sieder chömme d'Duebe mit leere Säcke zuem
Friedli.
Tausig Sapermost, wie sin em d'Flammen ins
Gficht cho!
Wo ner sie frog: „Was hender?“ und wo sie 'm
dütliche Bricht gen:
„Nüt, und wüßetder was? Göhnt ihr enandermol
selber!
„'s isch em Uehli g'heiß, der sollet cho, go nem
bloße!“ —
„'s isch e Wort, i gang!“ seit iez der Hauptma
und funklet, *)

Ausgabe I.

*) „Blibts derbi, i gang,“ seit der Friedli und funklet,

„'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Thilchhof!

„Uehli, du hesch 's legt im Räf, sel chani der sage!“

Seits, und pfist in Wald, und gschwinder as meine Hand chert,

pfists vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,

und es lauft berher von allen Orten und Ende.

„Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmezget, *)

„'s goht in cim iez hi, mer mesge hinecht der Uehli!

„'s duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke.“ **)

Sez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,

nebe Reibbeck aben ins Tanners Wald, und vo dortweg

rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!

Ausgabe I.

*) „Allo, frisch, bergab! Der Uehli het hüt gmezget,

**) „'s Wreneli duuret mi wohl, 's wird frili uding verschrecke.“

D'Wälber fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese
no abe,

sehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli guete Geister!“ und „Heilige Muetter Gottis!“

Aber wo der Hauptma bi Farnau usen an Wald
chunnt,

düfflet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d'Faktorene sy, sie isch die Nemtig go
Basel,

„und der müent si nit verschrecke, lönt mi ellei
goh!“ *)

Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli
abe,

und goht uffen dar, und lueget em freündlig in
d'Auge.

„Friedli, bischs?“ — „Ich mein's emol!“ —

„Se bis mer Gottwilche

„unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!

„Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen
au denkt ha

„ob mim truzige Ma und sine truzige Rede.

„Kueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers
der Sepli

Ausgabe I.

*) „und der müent sie nit verschrecke, doch willt luege?“

„dussen am Wasserstei. Es wär suß anderster
gange. *)

„D, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
„hani g'lebt ins Waters Hus. Sez sin sie vor-
über. **)

„Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll
dürri Chriesi,

„schöni Gumpist-Depfel, und au e Bizzeli Geis-
Chäs,

„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par
Würstli,

„und e Logel voll Wi, gib achtig, aß es nit
gäutschet,

„'s isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.

„Chumm e wenig absits, bis do die Wälder vorbi sin,

„und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen
in Dbacht." ***)

Aber der Friedli schwört: „Bi Gott, der Uehli
mueß sterbe!

Ausgabe I.

*) „Lueg, i cha nit derschür, i bi am Wasserstei gstande;
„wäri in der Stube gsi, 's wär anderster gange.

**) „D de glaubsch nit, wieni g'stroft bi, doch i will schwige.

***) „Gang e wenig absits, bis do die Wälder vorbei sin,
„und bis ordli, zeig wie, und lad mer nüt uf di Gwisse!

„'s isch nit Gnab!“ — Doch 's Breneli seit: „Sez
loß mer e Wort:

„Geschwore hesch, und io, wenns Zit isch, sterbe
mer alli,

„und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott
will,

„und denk an di selber und an die chünfftige Zite*).

„So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe
verleidet.

„Bisch nit im Land beheim, und hesch nit Vater
und Muetter?

„Debbe möchtsch au heim, den erbsch en ordeli
Güetli

„in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de
hättschs gern,

„ischs bim Ketti nit Mei, de chasch no Stabhalter
werde.

„Nimm, wie müests der werden, an so ne Misse-
that z'denke, *)

„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z're-
giere!

Ausgabe I.

*) „und denk an die selber und au e wenig ans Chünfftig!

*) „Nimm, wie müests der (s), an so ne Missethat z'denke,

„Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en
Ehr uf,

„'s isch zwor keine gfi, doch denk au, aß er mi
Ma isch!

„Schlachts nit z'Schopfen Delfi! 's isch Zit, se sag
mer, witt folge?“ *)

Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Sidanke,
und het d'Uge voll Wasser, und möcht gem schweken,
und cha nit.

Endli brieht em's Herz. „Nu io denn, wenn d'mer
e Schmuz gisch!

„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bifehre.

„Buebe, iez packet uf, mer wen im Friede verlieb
neh! **)

„Göhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e
Hirzli!“

Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel
und briegget,

bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drinn
verlöfche.

Ausgabe I.

*) „Schlachts nit z'Schopfen Delfi! 's isch Zit, se sag numme:
Io denn!“

**) „Bhüetdi Gott der Her, und io i will anderst werde!
„Buebe, iez packet uf, 's git hinecht nüt me z'verdiene!“

Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst
im Hauptma?“

Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uehli und
stoßt en:

„Schnarchle mer doch nicht so! Me cha io nit nebe
der schlofe!“

Und der Uehli zuckt und streckt sie: „Breni, wie isch
mer?“ —

„He, wie wird's der sy?“ — „I ha ne bluetige
Traum gha.“

„Breni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh megge.“

„Hen sie mi nit verstoehen, und in der Büttene
brüeihet,

„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's
mer so weh thuet!“

Aber 's Breneli seit: „He, 's macht nüt. Ghunnt
der nit mengmol

öbbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh
megg.“ *)

Aber 's Uehli's Schlof isch us und schwere Gedanken

Ausgabe I.

*) Aber 's Breneli seit: „He 's macht nüt, d'Sau isch der
fürcho,

„Wie's der öbbe goht, drum hesch di selber seh megge.“

chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Breneli Suppen
ischnidet,

bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„Chümmi, Rechholder-Beri! Will Nieme nüt chrome
do inne?“ —

„Nei, der löset nüt!“ — „Drum ischs mer au
nit ums Löse!

„Chönnti, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
„Isch das eui Frau, se mag sie's hören, es schadt
nüt. *)

„Rechte fabri selb feuft mit Waar der Wiese
no abe,

„i, mi Kößli, mi Bueb, und 's Richertli's Kößli
und Matthis.

„Womer an Farnau chömme, se stohts voll Man-
nen und Buebe

„links im Wald, und an der Stroß e lustige Kerli.

„'s stoht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,

„wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,

„het der Mond nit gschienen, und hani d'Uge nit
bimer?

Ausgabe I.

*) „Meister Uehli i ha mit euch e wengeli z'rede,
„isch das eui Frau, se cha sie's mintwege höre.

„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli
mueß sterbe!

„Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wisbild.

„Witers weiß i nüt, und witers channi nüt sage;

„Warten isch nit guet, me löst, und wandlet si's
Wegs furt. *)

„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was
guet isch.“ —

Wie het 's Breneli glost! Doch bhaltet's verstan-
digi Binnig. **)

„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen
um Brenz gfi?

Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohn-
macht,

d'Nuge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom
Schwarze,

d'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und
chölschblau ***)

isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit
z'helfe. †)

Ausgabe I.

*) „stoh bliben isch nit guet, me löst und goht finer Wege.

**) 's Breneli's Schrecke bildi mer i, doch bhaltet's si
Binnig:

***) und e Spanne lang hangt d'Zungen usen und chölschblau

†) holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's will nit viel helfe.

Friedli, du hest d'Wohret gseit, der Uehli muess
sterbe.

Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schweze lehrt er nümnen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und
endet; ¹⁾

und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige:
„Mitten

wir im Leben sind“ — d'Stroß uf zum Far-
nauer Schilch-Hof.

Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es,
en Andre

heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige
Eber.

Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hent-
der uf d'Site

gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli. *)

Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie
gseh.

Ausgabe I.

¹⁾ Diese Zeile fehlt in der Krauer Ausgabe.

^{*)} gladen, und es chunnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg, und denket: Du bisch der Uehli!

Aber wer wird iez mit Zuespruch 's Breneli
tröste?

Groß isch 's Leid iust nit, und siebe Woche no
Pfungste

rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet
nit froge.

Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I
lib's nit! *)

„So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche
Tochter,

„Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber
ins Zuchthus.“

Aber was isch's gsi? — Es isch die einzige Tochter,
und isch Frau für ihns, und mag er rothen und
warne, **)

muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümnen
ins Hus dörfst,

hets au nümme bitrette, bis no Micheli sie Vater
z'Wil dur d'Wiese ritet, er het e Wage voll Wi
chauft.

Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie der-
dur sin,

Ausgabe I.

*) Grüseli het der Statthalter gmacht, und gmeint, es
müß nit sy.

**) und isch Frau für ihns, und will er wohl oder übel,

und chunnt ufem Weg, und 's triibt en äben
und abe
bis er abem Choli fällt und nümnen ans G'stad
chunnt.

An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs
gfunde. *)

Aber iez zieht úser Paar im Friede go Schopfe
und nimmt B'siß vo Hus und Guet; der Friedli
wird Burger,
füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und scribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zue Würden und
Ehre.

Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel,
und wer stoht
bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn
öbbe
mittem Huet in der Hand e Langenauer vorbei
goht? **)

Ausgabe I.

*) z'Basel uffem Chorn-Mert goht, und unter e Rad chunnt.
Schopfe het er nümme gseh, sie hen en z'Elsbethe
ohni Gfang in d'Erde gleit, wie's z'Basel der Bruuch isch.

**) Wer wird Chilche-Lueger? Wer streckt'n sammeten Ermel
uffem Rothhus-Fenster, wenn Langenauer vorbei göhn?

Isch's nit mi Her Frieder mit seiner lockige Stirne? —
 Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch

numme,

fangt's nit vornen a? — Z'lest sage d'Burger:

„Der Hügli

„cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter
 halter blibe?

„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger
 regiere. *)

„Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,

„und sie Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend
 bihaftet,

„isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as
 Er schier.

„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is
 nit b'richte.“

„Nu, se sagi Jo, 's reglere chunnt mit nit suur a.“ **)

Dreimol chlopft der Hurlibaus — nei loset wie's
 schüttet,

lueget, wie's dur d'Chlimse bligt! — Im Pflueg
 und im Engel

Ausgabe I.

*) „Er Her Frieder schickt si, und Er mueß es werde;

**) „Sageris nit Nei, 's nuzt nüt, mer nehme kei Bericht
 a!“ —

hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und
trunke.

Woher ischs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen
erchise,

und im Breneli gunni 's au. In d'Schopfemer
Chilche

het er en Drgle gschafft, vor sine Ziten isch nüt gfi
(z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertriebe,
und uf d'Burger Dbsicht treit, und g'rothen und
g'warnet. *)

Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander g'lebt, und Guets an Armen erwiese,
io, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere
worde.

Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im
Schopfemer Chilchspiel

mengi Famili her, und blüeht in Richthum und
Ehre.

Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts-
Name!

das het gschöpft, und das het gmacht, 's isch weger
e Schlag gfi!

Ausgabe I.

*) und uf d'Burger Dbsicht treit, und g'rothen und g'warnet.

Mengi Famili, se sagi — die wenigste wüsse's meh
selber.

Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi iez sage.
Zwor isch 's Ehrüegli leer — nei loset, was git's
uf der Gaß duß?

Wetter Hans Ferg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles
der Drau zue.

Der Schreinergefell.

Mi Hamberch hätti g'lehrt, so so, la la,
 doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
 as 's Schaffe, sel bikenni frei und frank,
 der Kucke bricht me schier am Hobelbank.

Drum het mer d'Muetter mengmol prophezeit:
 „Du chunnst ke Meister über wit und breit!“
 B'lest hani's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
 wie wirbs mer echterst in der Fremdi go?

Wie ischs mer gange? Numme z'guet! I ha
 in wenig Wuche siebe Meister gha.
 O Muetterli, wie falsch hesch prophezeit:
 I chömm ke i Meister über, hesch mer gseit.

Hans und Berene.

Es gfallt mer nummen eini,
und selli gfallt mer gwis!
D wenni doch das Meibli hätt,
es isch so flink und dundersnett,
so dundersnett,
i wär im Paradies!

's isch wahr, das Meibli gfallt mer,
und 's Meibli hätti gern!
's het allwil e frohe Mueth,
e Gesichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auge wie ne Stern.

Und wenni 's sieh vo witem,
 se stigt mer's Bluet ins Gesicht; *)
 es wird mer übers Herz so chnapp,
 und 's Wasser lauft mer d'Backen ab,
 wohl d'Backen ab;
 i weiß nit, wie mer gschicht.

Am Zistig früeh bim Brunne
 se redt 's mi frei no a:
 „Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
 „Es isch der näume gar nit recht,
 nei gar nit recht!“
 I denk mi Lebzig dra.

I ha 's em solle sage,
 Und hätti 's numme gseit!
 Und wenni numme richer wär,
 und wär mer nit mi Herz so schwer,
 mi Herz so schwer,
 's gäb wieder Glegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
 's wird iäten im Salat,

Ausgabe I.

*) se schießt mer's Bluet in's Gesicht;

und sag em's, wenni näume cha,
 und luegt es mi nit fründli a,
 nit fründli a,
 so bini morn Soldat.

En arme Kerli bini,
 arm bini, sell isch woht.
 Doch hani no nüt Unrechts tho,
 und sufer gwachse wäri io,
 das wäri io,
 mit sellem hätts ke G'fohr.

Was wisplet in de Hürste,
 was rüehrt sie echterst dort?
 Es visperlet, es ruuscht im Laub.
 D bhüetis Gott der Her, i glaub,
 i glaub, i glaub,
 es het mi Räumer ghört.

„Do bini io, do hesch mi,
 „und wenn de mi denn witt!
 „S ha's scho siederm Spöthlig gmerkt;
 „am Bistig hesch mi völlig bstärkt.
 io, völlig bstärkt.
 „Und worum seischs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
 „und bisch nit rich an Gold,
 „en ehrli G'müeth isch über Geld,
 „und schaffe chasch in Hus und Feld,
 in Hus und Feld,
 „und lueg, i bi der hold!“

D Breneli, was feisch mer,
 o Breneli, ischs so?
 De hesch mi usem Fegfäär g'holt,
 und länger hätti 's nümme tolt,
 nei nümme tolt.
 So, frili willi, io!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwete feil?
 Sie schütten eim e redli Theil
 in d'Gärten aben und ufß Hus;
 es schneit doch au, es isch e Gruus;
 und 's hängt no menge Wage voll
 am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
 se het er vo der Bauwete ghauft;
 er treit sie uf der Achse no,
 und uffem Huet, und lauft derwo.
 Was lauffsch denn so, du nârsche Ma?
 De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
 hen alli Scheie Châpli uf.
 Si stöhn wie groÿi Here do;

sie meine , 's heigs sust Niemes so.
 Der Rußbaum het doch au si Sach ,
 und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt , isch Schnee und Schnee,
 me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
 Meng Come-Chörnli , chlei und zart ,
 lit unterm Bode wohl verwahrt ,
 und schnei's , so lang es schneie mag ,
 es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Bögli schöner Art
 lit unterm Bode wohl verwahrt ;
 es het kei Chummer und kei Schlag ,
 und wartet uf si Ostertag ;
 und gangs au lang , er chunnt emol ,
 und sieder schlofts , und 's isch em wohl.

Doch wenn im Frühlig 's Schwälmlü singt ,
 und d'Sunne-Wärmi abedringt ,
 Pos tausig , wacht's in jedem Grab ,
 Und streift sie Todte-Hemdli ab.
 Wo nummen au ne Löchli isch ,
 schließt 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungriq Spägli her!
 e Bröskli Brod wär si Begehr.
 Es luegt ein so erbärmli a;
 's hei steder nechte nüt mehr gha.
 Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
 wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
 Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
 's mueß wahr sy, wie 's e Sprüchli git:
 „Sie seihe nit, und ernde nit;
 „sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
 „und Gott im Himmel nährt sie doch.

Das Habermuß.

's Haber-Mueß wär fertig, se chömmet ihr Chinder und esset!

Betet: Aller Augen — und gent mer Achtig. *)
 aß nit eim am rueßige Lüpff 's Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!

D'Haber-Chörnli het der Metti zwische de Fure
 gseht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-
 Johr. **)

Ausgabe I.

*) Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.

**) G'seht het der Metti der Haber, und abe g'eget im Früeih-Johr.

As es gwachsen isch und zutig worde, für sel cha
euen Netti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.

Denket numme, Chinder, es schloft im mehlig
Chörnli

Chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke
Schnüfli, *)

nei, es schloft, und seit kei Wort, und isst nit und
trinkt nit,

bis es in de Fure lit, im lückere Bode.

Aber in de Furen und in der süchtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige
Chörnli,

wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, as es nit
briegget.

Siederie wirds größer, und heimli schöner und
stärcher,

und schließt us de Windlen, es streckt e Würgeli
abe, **)

Ausgabe I.

*) und der himmlisch Vater het gseit: „Set wasch wieder
heim geh,

„as es wächst und zutig wird, für sel willi forge!“

Denket numme Chinder, es schloft in jedwedem Chörnli
Chlei und zart e Chiimli, 's thuet numme au kei Schnüefli,

**) und schließt us de Windle, bohrt mittem Würgeli abe,

tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrung und
find't sie.

So und 's sticht's der Wundervig, 's möcht nummen
au wisse,

wie 's denn witer oben isch. Gar heimlig und
furchtsam *)

güggelet's zum Boden us, — Pos taufsig, wie
gfallts em!

Wise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:

„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli
Gottwilche!“

Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's
streckt si gar sölli.

Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen
und gestreht isch,

chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land-
Stroß,

strickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.

„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!“

Ausgabe I.

*) So und 's sticht's der Wundervig, es möcht doch gern wisse,
Wie's au witer oben isch. Gar heimlig und furchtsam

Aber was sie strickt? He, Gwülch.us himmlische
Düfte!

's tröpflet scho, ne Sprückerli chunnt, druf regnets
gar sölli.

's Chhimli trinkt bis gnueg; druf weihet e Lüftli
und trochnet's,

und es seit: „Sez gangi nümnen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will
werde!“

Effet, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset
und trüeihet!

's wartet herbi Zit uss Chhimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne
verbirgt si.

Uf de Berge schneits, und witer niede hur-
niglet's.

Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget
mi Chhimli,

und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi
Nahrig.

„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit
cho will?

„oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch
bliebe,

„won gfi bi, still und chlei im mehligi Chörnli,
 „und beheim im Boden und in der süechtigi
 Wäirmi.“

Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no
 so sage,

wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
 schaffe müent und reble, und Brod und Plunder
 verdiene:

„Wäri doch beheim bi'm Mütterli, hinterem Dse!“
 Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe
 wirds besser, *)

wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag
 weichts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom
 Berg uf,

und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em
 e Schmügli,

und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor
 Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige
 Blueme;
 nootno duftet 's Chriesi-Bluest, und grüenet der
 Pflum-Baum;

Ausgabe. I.

*) Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und chunnt wieder besser,

nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
 und mi Haberli seit: „Do blibi au nit dehinte!“
 Mei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie
 gewobe?

und iez schießt der Halm, — wer triibt in Röhren
 an Röhre

's Wasser us de Wurze bis in die saftige Spitze?
 Endli schließt en Aehri us, und schwankt in de
 Lüfte —

Sagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
 do ne Ehnöpfli ghenkt und dort mit chünstlige
 Hände?

d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de
 Furen

uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gar sölli.
 Sez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen
 Aehri,

und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Ehilch-
 Stuehl.

Sez sin zarti Ehörnli drin, und wachsen im Stille,
 und mi Haber merkt afange, was es will werde.

D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stu-
 bete zue'nem,

luege, was er macht, und singen: Sie Popeie!

Und 's Schi-Würmli chunnt, Pog taufig mittem
 Laternli,
 z'Nacht um Müni z'Liecht, wenn d'Fliegen und
 d'Chäferli schlofe.

Effet, Ghinder, segn' es Gott, und wachset und
 trüehet!

Sieder het me gheuet, und Chriesie gunne no
 Pfingste;

sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
 sieder hen sie Nocke gschnitte, Weizen und Gerste,
 und die arme Ghinder hen barfis zwischen de
 Stupfle

gsfalleni Nehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
 Druf het au der Haber bleicht. Boll mehligi
 Chörner

het er gschwankt und gseit: „Sez ischs mer afange
 verleidet,

„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
 „zwische de Stupfel-Rüeben, und zwische de Grum-
 bire-Stude?“

Druf isch d'Muetter usen und 's Efersinli und 's
 Plunni, *)

Ausgabe I.

*) Druf ischs Breni usen und 's Efersinli und 's Plunni,

's het ein scho an d'Finger gftore z'Morgen und
z'Dbe.

Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hei sie'n dröschet vo früeh um Zwei bis z'Dben um
Viert.

Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli ver-
mahle;

und mit feister Milch vom junge fleckige Chüehli
hetten 's Mütterli g'chocht im Lüpfi, — Geltet,
's isch guet gsi?

Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem
Heren —

und iez göhnt in d'Schuel, dort hangt der Dfer
am Simse!

Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich
ufgit!

Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli
über.

W ä c h t e r r u f .

Lofet, was i euch will sage!
 D'Glocke het Zehni gschlage.
 Jez betet und iez göhnt ins Bett,
 Und wer e rüchig G'wisse het,
 schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
 e heiter Aug die ganzi Nacht.

Lofet, was i euch will sage!
 D'Glocke het Delfi gschlage.
 Und wer no an der Arbet schwigt,
 und wer no bi der Charte sigt,
 dem bieti iez zuem lehtemol, —
 's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Lofet, was i euch will sage!
 D'Glocke het Zwölfi gschlage.

Und wo no in der Mitternacht,
 e Gmüeth in Schmerz und Thummer wacht,
 se geb der Gott e rüehige Stund,
 und mach di wieder froh und gsund!

Lofet, was i euch will sage!

D'Glocke het Eis gschlage.

Und wo mit Satans G'heiß und Roth
 e Dieb uf dunkle Pfade goht,
 — i wills nit hoffen, aber gschichts —
 gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

Lofet, was i euch will sage!

D'Glocke het Zwei gschlage.

Und wem scho wieder, eb's no tagt,
 Die schweri Sorg am Herzen nagt,
 Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
 Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Lofet, was i euch will sage!

D'Glocke het Dru gschlage.

Die Morgestund am Himmel schwebt,
 und wer im Friede der Tag erlebt,
 dank Gott, und faß e frohe Mueth,
 und gang ans G'schäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
 er sprichtich um e Wohlthat a.
 e Stückli Brod ab euem Tisch,
 wenns eue guete Willen isch!
 He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
 gibore bini uf der Stroß,
 und uf der Stroß in Sturm und Wind
 erzogen, arm, e Bettelchind.
 Druf woni chräftig worde bi,
 und d'Eltere sin gstorbe gsi,
 se hani denkt: Soldate = Tod
 isch besser, weder Bettelbrod.
 I ha in schwarzer Wetternacht
 vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,

i bi bim Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwert und Ehugle 's Lebe treit.
Z'legt hen si mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!

I gunn der's, wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröst' di, bis es besser goht."

Bergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwert und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,

und bring der bald e gesunde Ma!
 's goht ziemli scharf vor Mantua.
 's cha sy, i chönnt der Melbig ge. —
 Was luegsch mi a, und wirft wie Schnee?
 Denkwol i henk mi Bettelgwand,
 mi falsche graue Bart an d'Wand?*) —
 Jez b'schau mi recht, und chennst mi no?
 Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
 Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
 Wohl het mi bigleitet die liebliche Gestalt,
 uf duftige Matten, im schattige Wald.
 Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
 dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
 und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
 und het mer mi Friedli und het mer en gpart.
 Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
 O Muetter, chumm weibli, mi Friedli isch do!“

Ausgabe I.

*) und seisch nit: „Henk di Bettelgwand
 di falsche graue Bart an d'Wand?“

Der Storch.

Nach dem Frieden.

Willkumm Her Storch! bisch au scho do,
und schmecksch im Weiher d'Frösche scho?
Und meinsch, der Winter heig si Sach,
und 's besser Wetter chömm alsgmach?

He io, der Schnee gieng überall;
me meint, es werd scho grüen im Thal.
Der Himmel isch so rein und blau,
und 's weihet ein a so mild und lau.

Nei loset, wiener welsche cha!
Verstobt men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us wite fremde Ländere her.

Was bringst denn Neu's us Afrika?
 Sie hen g'wis au so Umständ gha,
 und d'Büchse gspannt, und d'Säbel g'weht,
 und Freiheits-Bäum vor d'Chilche gsetzt?

De hest so rothi Strümpli a.
 Ist obbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
 Wo hest die schwarze Fegge g'no?
 Bist obbe z'nooch an d'Flamme cho?

Um das hättst über Land und Meer
 nit reise dörfe hi und her
 vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
 De hättst io in der Nöchi gha.

Mer wüffe leider au dervo,
 und mengi Wunde bluetet no,
 und 's drückt no menge Thummer schwer,
 und menge schöne Trog isch leer.

Und witer an den Alpe hi,
 isch's, Gott erbarm's, no ärger gsi,
 und Weh und Ach het usem Wald
 und us de Berge wiederhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Huet
 hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
 Wie hets nit ummen bligt und g'hracht,
 und dundret in der Wetter-Nacht!

Doch obben in der Wetter-Nacht
 het Gottis Engel au no g'wacht.
 „So frili,“ seit er, „Chlip und Chlap!“
 und schwenkt der Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Buebli cho!
 Lueg, Chind, di Storch isch wieder do!
 Sag: Grüeß di Gott! Was bringsch mer mit?
 I glaub, bim Bluest, er chennt di nit. *)

Ausgabe. I.

*) Was peppersch? Mer verstöhn die nit,
 Schweg dütti, wenn de rede witt!

Gang, hol ein 's Becke Chasperi!
 Er isch e Kung im Welschland gsi;
 er het emol go Bivis geschmeckt,
 und wie der Storch si Schnabel g'streckt.

's macht's, weil d' so groß und sufer bisch,
 und 's Löökli chrüser worden isch,
 Fern hesch no so ne Tüppli gha,
 iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet noch alliwil,
 und 's schint, er wiß no sölli viel.
 Es goht em au, wie mengem Ma,
 er het si Gfalle selber dra. *)

's isch gnueg, Her Storch! Mer wüsse's scho,
 und was de seisch, mer glaube's io!
 Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
 und alles gsund isch — Dank der Gott!

Ausgabe I.

*) Und welsche chaner, 's isch e Gruuß;
 es blibt ke Wentelen im Huß,
 und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
 wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gschäfte ha;
 er martschet näume, wenn er cha
 „Jez Chrüz im Baum, und Sakertie!
 „ne Moos verspielt! Vos Mundie!“ —

He io, 's mag wieder ziemli go, *)
 und 's Feld-Piket isch nümme do;
 wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
 goht iez der Pflueg im Uckerfeld.

Und de, wo d'Storche heißet cho,
 und d'Rabe nährt, isch au no do,
 Er schafft den Arme Brod ins Hus,
 und heilt die alte Presten us.

Und wo me luegt und luege cha,
 se lächlet ein der Frieden a,
 wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergohet,
 und d'Sunne hinter de Tanne stoht.

Gang, lueg e wenig d'Segnig a!
 I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
 Mi Matten isch der wohl bikannt,
 am Brunnen abe linker Hand.

Ausgabe I.

*) Sust möchts, Gottlob! so ziemli go,

Und triffsch am Bach e Fröschli a,
 fen ischs der gunnt. Verstick nit dra!
 Und, was i bitt, loß d'Imme geh!
 Mi Große seit, sie fliege scho.

Anmerkung. Zwischen Vers 14 und 15 ist in der
 ersten Ausgabe noch folgender Vers:

's isch au nit Alles grad und recht,
 und 's Nocher's Ehind isch sölli schlecht;
 mi Gschwei het hinecht binem gwacht,
 's het Gichter gha die ganzi Nacht.

Sonntagsfrühe.

Der Samstag het zum Sunntig gseit:
 „Sez hani alli schlofe gleit;
 „sie sin vom Schaffe her und hi
 „gar sölli müed und schlöfrig gsi,
 „und 's goht mer schier gar selber so,
 „i cha fast uf kei Bei meh stoh.“

So seit er, und wo's Bössi schlacht,
 se sinkt er aben in d'Mitternacht.
 Der Sunntig sei: „Sez ischs an mir!“
 Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
 Er düselet hinter d'Sterne no,
 und cha schier gar nit obfi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
 er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
 sie schloft im stille Chämmerli;

er pöpperlet am Lädemli;
 er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!“
 Sie seit: „I chumm enanderno.“ —

Und lislü uf de Zeeche goht,
 und heiter uf de Berge stoht*)
 der Sunntig, und 's schloft Alles no;
 es sieht und hört en Niemes goh;
 er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
 und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
 und gschlofe het die ganzi Nacht,
 so stoht er do im Sunne-Schi',
 und luegt eim zu de Fenstern i
 mit sinen Auge mild und guet,
 und mittem Meien uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
 es freut en, wemme schlofe mag,
 und meint, es seig no dunkel Nacht,

Ausgabe I.

*) und fründli uf de Berge stoht

wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
 Drum isch er au so lisli cho,
 drum stobt er au so liebli do.

Wie gligeret uf Gras und Laub
 vom Morgethau der Silberstaub!
 Wie weicht e frische Maieluft,
 voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
 und d'Immli sammele flink und frisch,
 sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
 der Chriesi-Baum im Maie-Swand,
 Gel-Beieli und Tulipa,
 und Sterneblueme nebe dra,
 und gfüllti Zinkli blau und wiß,
 me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
 men isch so rüehig und so froh!
 Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
 e Guete Tag und Dank der Gott,
 und 's git gottlob e schöne Tag,
 isch Alles, was me höre mag.

Und 's Bögeli seit: „Frili io!
 „Pog tausig, io, do isch er scho!
 „Er bringt io in si'm Himmels - Glast
 „Dur Bluest und Laub in Hurst und Mast!“
 Und 's Distelzwigli vorne dra
 het 's Sunntig - Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
 der Pfarer, schint's, will zitli cho.
 Gang, brech mer eis Kurikli ab,
 verwüschet mer der Staub nit drab;
 und Chüngeli, leg di weidli a,
 de muesch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
 De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
 doch spürts di müede Rucke nit.
 Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
 in d'Höchi gschüttlet, uffem Herz.
 Doch schloffsch im Friede, 's druckt di nit.
 Schlof sanft und wohl!

De schloffsch und hörsch mi Bhüetdi Gott,
 de hörsch mi sehnli Ehlage nit.
 Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
 Nei, weger nei!

D 's isch der wohl , es isch der wohl!
 Und wenni numme bi der wär ,
 se wär scho Alles recht und guet.
 Mer tolten is.

De schlossch und achtisch 's Unrueih nit
 im Chilche = Thurn die langi Nacht ,
 und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
 im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel bligt ,
 und Gwülch an Gwülch im Donner chracht ,
 se fahrt der 's Wetter übers Grab ,
 und weckt di nit.

Und was di fruch im Morgeroth
 bis spot in d'Mittnacht bhümmeret het ,
 Gottlob , es sicht di nimmern a
 im stille Grab.

Es isch der wohl , o 's isch der wohl!
 und Alles was de g'litte hesch ,
 Gott Lob und Dank , im chüele Grund
 thuet's nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
 so wär io Alles recht und guet.
 Sez s'igi do, und weiß kei Trost
 mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
 se chunnt mi Samstag z'Dben au,
 und druf, se grabt der Nocher Schlaus
 mir au ne Bett.

und wenni lig, und nümme schnuüf,
 und wenn sie 's Schlofflied gfunge hen,
 se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
 und — Bhüetdi Gott!

I schlof berno so sanft wie du,
 und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
 Mer schlofe, bis am Sunntig früeh
 der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
 und d'Engel s'inge 's Morgelied,
 se stöhn mer mit enander uf,
 erquickt und gfund.

Und 's stoht e neuu Schilche do,
sie funklet hell im Morgeroth.

Mer gehn, und singen am Altar
Hallelujah!

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
 „D'Glocke het Zwölfi gschlage.“

Wie still isch Alles! Wie verborgen isch
 was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
 uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschtritt;
 es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
 kei Huthür gahret, und kei Dthem schnuust,
 und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
 's litt Alles hinterm Umhang iez und schloft;
 und ob mit lüchtem Fueß und stillem Tritt
 e Geist vorüber wandlet, weißt nit.

Dech was i sag, ruuscht nit der Tisch? Er
schießt

im Leerlauf ab am müede Mühl-Rad,
und näume schlicht der Itis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uhl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Swülch
die grofi Nacht-Laterne dort, der Mond?
Still hangt sie dort, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Nege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer sieht
und numme do und dort e fründli Liecht.

Wie wirbs mer doch uf eimol so furios?
wie wirbs mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loset, was i euch will sage!

„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und ischs so schwarz und finster do,

„se schine d'Sternli no so froh,

„und us der Heimeth chunnt der Schi';

„'s muß lieblig in der Heimeth sy!“

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
 ins Unterdorf? Es isch mer, d'Thür seig off,
 as wenn die Todten in der Mitternacht
 us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
 e wenig luegten, ob no alles isch
 wie almig. 's isch mer doch bis dato fern
 bigegnet, as i weiß. Denkwol i thue's,
 und rief de Todte, — nei, sell thueni nit!
 Still willi uf de stille Gräbere goh!
 Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
 isch au scho ihre Mitternacht verbei?
 's cha sy, es fällt no dunkler allwil
 und schwärzer uf sie abe, — d'Nacht isch lang.
 's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
 scho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie ischs so heimli do? Sie schlofe wohl,
 Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
 sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
 I hör io 's Unruich in der Chilche; 's isch
 der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
 und d'Mitternacht schnuust vo de Berge her.
 Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
 dort mittem Eschäubbeli am grüene Mast,
 und pift dur d'Scheie her am Garte-Hage
 Sie chuuchet süecht an d'Chilche-Mur und chvlt;

die lange Fenster schnattere dervo
 und 's lopperig Ehrüz. Und lueg, do lüftet sie
 en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
 se hen sie au di Bett scho gmacht im Grund,
 und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
 und d'Liecheli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
 zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
 in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
 si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
 zuem lezte mol do niden übernacht,
 und wenn es taget, und mer wachen uf
 und chömmen use, hemmer nümme wit,
 e Stündli öbben, oder nitmol. —
 Se stolperi denn au no d'Stäppli ab,
 und bi so nüechter bliebe hinechtie.

„Loset, was i euch will sage!

„D'Glocke het Zwölfli gschlage.

„Und d'Sternli schine no so froh,

„und us der Heimeth schimmerts so,

„und 's isch no umme chleini Zit.

„Bom Chilchhof het me nümme wit.“

Wo bini gsi? Wo bini echterst iez?
 e Stäppli uf, e Stäppli wieder ab,

und witer's nüt? Nei weger, witer's nüt!
 Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
 e stille Ghilchhof? Schloste nit Alles do,
 wie dört, vom lange müede Wachen us,
 vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
 do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
 und warte, bis es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und
 schwarz;

an d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
 verschlofen isch der Tag deswegen nie;
 und bis i wieder chumm, und no ne mol,
 se gen mer d'Gühl scho Antwort, wenni rüef,
 se weiht mer scho der Morgelust ins Gesicht.
 Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
 als gmach der Umhang obfi; 's Morgeliecht,
 es rieslet still in d'Nacht, und endli wahl't's
 in goldne Strömen über Berg und Thal.
 Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
 e Lade do und dört e Husthür uf,
 und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig sy,
 wenn mit der Zit die lehti Nacht versinkt,
 und alli goldne Sterne groß und chlet,

und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
 in Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast
 bis in die tiefe Gräber abe dringt,
 und d'Muetter rüeft de Ghindlene: „'s isch Tag!“
 und Alles ufem Schlof verwacht, und do
 ne Lade ufgoht, dört e schweri Thür!
 Die Todte luegen use iung und schön.
 's het menge Schade guetet übernacht,
 und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
 isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
 und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
 bis tief ins Herz — o wenne doch bald so chäm!*)

„Lofet, was i euch will sage!
 „D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
 „der Tag will iemerst no nit cho.
 „Doch Gott im Himmellebt und wacht,
 „er hört wohl, wenn es Bieri schlacht!“

Ausgabe I.

*) bis tief ins Herz — Du alte Mar, was bringst?

Der zufriedene Landmann.

Denkwohl, iez lengi au in Sack,
und trink e Piffli Rauchtubak,
und fahr iez heim mit Eg und Pflueg,
der Laubi meint scho lang, 's seig gnueg.

Und wenn der Kaiser usem Roth
in Feld und Forst uss Sage goht,
se lengt er denkwol au in Sack,*)
und trinkt e Piffli Rauchtubak.

Ausgabe I.

*) se lengt er eben au in Sack.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
 es isch em náume gar nit iust.
 Die goldne Chrono drucke schwer;
 's isch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl goht em menge Bagen i,
 doch will au Menge gfuettert sy;
 und woner lost, isch Bitt und Bitt,
 und Alls tröste chaner nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
 vom früeihe Morge bis in d'Nacht,
 und meint, iez heig er Alles tho,
 se het er erst ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
 der Jenneral im Lager stoht,
 se lengt er endli au in Sack,
 und trinkt e Pfipli Rauchtubaß.

Doch schmeckts em nit im wilde Stwüehl,
 bi'm Ach und Weh und Saitenspiel;
 er het turnieret um und um,
 und Niemes will en lobe drum.

Und Fúrio und Mordio,
 und schweri Wetter ziehnem no;
 do lit der Granedier im Bluet,
 und d'ört e Dorf in Rauch und Bluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
 der Schaufher reißt im wite Feld,
 se lengt er eben au in Sack,
 und holt si Pfißli Rauchtubaß.

Doch schmeckts der nit, du arme Ma!
 Me sieht der dini Sorgen a,
 und 's Ei mol Eis, es isch e Gruus,
 es luegt der zu den Augen us.

De treisch so schwer, es thuet der weh;
 Doch hesch nit gnueg, und möchtsch no meh,
 und weisch io nit, wo ane mit;
 drum schmeckt der au di Pfißli nit.

Mir schmeckts, Gottlob, und 's isch mer gsund.
 Der Weize lit im füechte Grund,
 und mittem Thau im Morgeroth,
 und mit sim Dthem segnets Gott.

Und 's Anne Meile flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denk wohl, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue schmeckt Alles guet.

Die Bergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen
und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb seit zum Uetti:

Fast allmol, Uetti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor de Auge stoht, se denki dra,
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schudrig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
es sigt to wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenster gligeren, es isch e Staat.
Schweg, Uetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Der Netti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?
 's chunnt Alles iung und neu, und Alles schlicht
 sim Alter zue, und Alles nimmt en End,
 und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser
 ruuscht,

und siehst am Himmel obe Stern an Stern?
 Me meint, vo alle rühr si fein, und doch
 ruckt Alles witer, Alles chunnt und goht.

Se, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.
 De bisch no iung; nürsch, i bi au so gñ,
 iez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
 und woni gang, go Gressen oder Wies,
 in Feld und Wald, go Basel oder heim,
 's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
 briegg, alder nit! und bis de bisch wien ich,
 e gstandne Ma, se bini nümme do,
 und d'Shof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
 So wegerli, und 's Hus wird alt und wüest;
 der Nege wäscht der's wüester alli Nacht,
 und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
 und im Bertäfer popperet der Wurm.
 Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfißt
 der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au

no d'Nuge zue; es chömme Chindes-Chind,
 und pleze dra. Z'legt fuults im Fundement,
 und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
 zweitufig zehlt, isch Alles z'semme g'feit,
 Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab. *)
 Wo d'Chilche stoht, wo 's Bogts und 's Here Hus,
 goht mit der Bit der Pflueg. —

Der Bueb seit:

Nei, was de feisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
 Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
 's sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
 so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
 nit so viel Hüser. 's isch e Bolchspiel, 's wohnt
 e Richthum drinn, und menge brave Her,
 und menge, wonni ghennt ha, lit scho lang
 im Chruz-Gang hinterm Münster-Plaz und schloft.
 's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,

Ausgabe I.

*) und endli sinkt's ganz Dörfli in si Grab.

goht Basel au in's Grab, und streckt no do
 und d'ört e Glied zuem Boden us, e Foch,
 en alte Thurn, e Siebel-Wand; es wachst
 do Holder druf, do Buechli, Tanne d'ört,
 und Moos und Farn, und Reiger niste drinn*) —
 's isch schad d'ersür! — und sin bis d'örthi d'Lüt
 so narsch wie iez, se göhn au Gspenster um.
 d'Frau Faste, 's isch mer iez, sie fang scho a,
 mer seits emol, — der Lippi Lämpeli, **)
 und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schweg listli, Netti, bis mer über d'Bruck
 do sin, und do an Berg und Wald vorbei!
 D'ört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
 Und lueg, do niden in de Hürste seig
 gwiß 's Eier-Meidli g'lege, halber fuul,
 's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi
 schnuft?

Ausgabe I.

*) Und Moos und Farn, und Reiger siye druf —

**) Der Sulger, wo die arme Bettel-Lüt
 vergeißert het, der Lippi Lämpeli,

Der Ketti seit:

Er het der Pfäusel! Seig doch nit so narsch!
 Hüft Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
 sie thuen der nüt meh! — Se, was hani gseit?*)
 Wo Basel, aß es au emol verfallt. —
 Und goht in langer Zit e Wanders=Ma
 ne halbe Stund, e Stund mit dra verbei,
 se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
 und seit si'm Kamerad, wo mittem goht:
 „Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
 „seig d'Peters=Chilche gfi, 's isch schad berfür!“**)

Der Bueb seit:

Nei, Ketti, ischs der Ernst? 's cha nit sy!

Der Ketti seit:

Se, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
 und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
 Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
 e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,

Ausgabe I.

*) 's sin Narr=Posse! — Se, was hani gseit?

**) „Sch d'Peters=Chilche gfi, 's isch schad berfür!“

er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht
auf!

„Wacht auf, es kommt der Tag!“ — Drob
röthet si

der Himmel, und es dundert überall,
z'erst heimlig, alsg'mach lut, wie sellemol
wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
so uding gschosse het. Der Bode schwankt, *)
aß d'Chilch-Thürn guge; d'Blocke schlagen a,
und lüte selber Bett-Zit wit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, b'hüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel stoht im Bliß, und d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha lez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und Niemes löscht. Es glumst
wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno? **)

Der Bueb seit:

D Metti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Ausgabe I.

*) so uding gschosse het. Der Bode wankt,

**) z'lest selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Aetti seit:

He, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie
sin — *)

wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehst nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch jede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöne Stadt, **)
me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dort, wenn's Gottswill isch,
und 's Chünge selig, d'Muetter. Dehbe fahrst
au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de sitwärts abe luegst, was siehst?
e Röttler Schloß! Der Belche stoht verchoblt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thurn,
und zwische drinn isch Alles use brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
und todtestill, so wit me luegt — das siehst,
und seisch di'm Kamerad, wo mitder goht:
,,Lueg, dort isch d'Erde gfi, und selle Berg

Ausgabe I.

*) Marsch, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —

**) und witer obe seig e schöni Stadt,

„het Belche gheiße! Nit gar wit derbo
„isch Wisleth gfi, dört hani au scho gleet,
„und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füehrt,
„und broochet, Matte g'raust, und Liecht: Spöb'
g'macht,
„und g'vätterket, bis an mi selig End,
„und möcht tez nümme hi." — Hüß Laubi,
Merz!

Der Jenner.

Im Ketti sezt der Delbampf zue,
 Mer chönnte 's Kempeli use thue,
 und d'Läden uf. Der Morge-Schi
 blickt scho zuem runde Mastloch i. —
 D lueget doch, wie chalt und roth
 Der Jenner uf de Berge stobt.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
 „der Stern am Himmel lacht mi a!
 „Er glizeret vor Lust und Freud,
 „und mueß er furt, sen ischs em Leid,
 „er luegt mi a, und cha's nit lo,
 „und würd bizite wieder cho.“

„Und unteher in Berg und Thal,*)
 „wie flimmerets nit überal!
 „An allen Ende Schnee und Schnee:
 „'s isch Alles mir zue Ehre g'scheh,
 „und woni gang im wite Feld,
 „sin Stroße bahnt, und Brücke gstellt.“

Er seit: „I bi ne frische Ma,
 „i ha ne luftig Tschöppli a,
 „und rothi Backe bis ans Ohr,
 „e heiter Aug und Duft im Hoor,
 „ke Wintergrift, ke Gliederweh,
 „und woni gang, se chracht der Schnee.“

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
 „lue, wieni überzuckere cha!
 „I chuuch, und an de Hürste hangts,
 „und an de zarte Birche schwankts.
 „Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
 „mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

Ausgabe. I.

*) Und unter mer in Berg und Thal,

„Sez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chrisle cha!
„Do hesch e Blüemli, wenna der gfallt,
„do hesch e ganze Tannewald!
„Der Frühling chönnts nit halber so,
„’s isch mit der Farb nit Alles tho.“

Er seit: „S bi ne starke Ma,
„und zwing mi Räumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Facht,
„Der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
„D’Frau Sonne, mittem Gsichtli rund,
„het’s Herz nit, aß sie füre chunnt.“

’s isch mohr, me weiß nit, was sie triibt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie später Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenna Delfi schlacht.

Nei, het sie’s ghört? Dort chunnt sie do!
Me meint, ’s brenn Alles liechterloh! —

Sie stoht im chalte Morgeluft,
 sie schwimmt im rothe Nebelduft.
 Beig, chuuch e wenig d'Schiben a,
 's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
 und d'Sunne chämpft, sie lost nit ab.
 Sez het sie 's gunne. Wit und breit
 strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
 D lueg, wie's über d'Dächer wahl,
 am Thilche-Fenster, lueg, wie's strahlte.

Der Jenner sezt si Arm in d'Hust,
 er ruckt am Huet, und schnellt in d'Luft.
 Der Jenner seit. „I förch di nit.
 „Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
 „Was gilt's, de würsch bizite goh,
 „und rüchmsch dim Buebli nüt derbo!“

Se, 's wär wohl hübsch und liebli so,
 im warme Stübli gfallts eim scho.
 Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
 sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
 sie het em nüt um d'Bliebli z'thue,
 und wicklet's mittem Fürtuech zue.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
 sie sîzt und chlagt im liebe Gott.
 G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
 no Thränen uf im Muetterherz.
 Der Jenner isch e ruuche Ma,
 er nimmt sie nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fischer=Lis
 e Säckli Mehl, e Hembli wiß,
 nimm au ne Wellen oder zwo,
 und sag, sie soll au zuenis cho,
 und Weihe hole, wenn i bach,
 und decket iez der Tisch alsgmach.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Buebli lauft, es goht in Wald
 am Sunntig Nomittag;
 es chunnt in d'Hürst und findet bald
 Erdbeeri Schlag an Schlag;
 es gönnt und iszt si halber z'tod,
 und denkt: „Das isch mi Dbebrod.“

Und wie nes iszt, se ruuschts im Laub;
 es chunnt e schöne Schnab.
 Er het e Rock, wie Silberstaub,
 und treit e goldne Stab.
 Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee.
 Si lebelang hets nüt so gseh.

Druf redt der Ehnab mi Buebli a:
 „Was isisch? i halts mit!“
 „He, nüt!“ seit's Buebli, luegt en a,
 und lüpft si Ehäppli nit.
 Druf seit der Ehnab: „He, isisch nüt,
 Du grobe Bursch, se battet's nüt!“

Verschunden isch mi Ehnab, unds stöhn
 die nächste Hurst im Duft;
 drus fliegt en Engeli wunderschön
 uf in die blaue Luft,
 und 's Buebli stoht und luegt em no,
 und chragt im Hoor, und lauft dervo.

Und sieder isch kei Sege meh
 im Beeri: Esse gsi.
 S ha mi lebzig nüt so gseh,
 sie bschießen ebe nie.
 Sß hampflevoll, so viel de witt,
 sie stillen eim de Hunger nit!*)

Ausgabe I.

*) sie stille der di Hunger nit!

Was gibli der für Lehre dri?
Was seisch dergue? Mer mueß
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Gruess;
und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
sust het me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
 wie's zarti Fäde zwirne cha!
 Was Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
 De wirsch mers, trau, blibe lo.
 Es machts so subtil und so nett,
 i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets die fini Riste g'no,
 bi welleme Meister hechle lo?
 Meinsch, wemme 's wüßt, wol mengi Frau,*)
 sie wär so gscheit, und holti au!
 Sez lueg mer, wie's si Füesli setzt,
 und d'Ermele streift, und d'Finger nezt.***)

Ausgabe I.

*) Meinsch, wemme's wüßt, e mengi Frau,

**) und spinne will, und d'Finger nezt.

Es zieht e lange Faden us,
 es spinnt e Bruck ans Noehbers Hus,
 es baut e Land-Stroß in der Luft,
 morn hangt sie scho voll Morgeduft,
 es baut e Fueßweg nebe dra,
 's isch, as es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
 Vog tausig, im Gallopp und Trab! —
 Sez gohts ring um, was hesch, was gisch!
 Sieh'sch, wie ne Ringli worden isch!
 Sez schießt es zarti Fäden i,
 wirds öbbe folle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
 es weiß nit recht, wo 's ane will.
 's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
 's mueß näumis rechts vergesse ha.
 Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
 i halt ni nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
 so gliichlig, me verluegt si fast.

Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
 's seig jede Fabe z'semme gleit.
 Es mueß ein gueti Augi ha,
 wers zehlen und erchenne cha.

Sez pugt es sini Händli ab,
 es stoht, und haut der Faden ab.
 Sez sikt es in si Summer-Hus,
 und luegt die lange Stroßen us.
 Es seit: „Me baut sie halber z'todt,
 „doch freuts ein au, wenn 's Hüßli stoht.“

In freie Lüfte wogt und schwankts,
 und an der liebe Sunne hangts;
 sie schint em frei dur d'Beinli dur,
 und 's isch em wohl. In Feld und Flur
 sieht 's Mückli tanze iung und feiß;
 's denkt bi nem selber: „Hätti eis!“

O Thierli, wie heisch mi verzückt!
 Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
 Wer het di au die Sache glehrt?
 Denkwol, der, wonis alli nährt,
 mit milde Händen alle git.
 Bis z'frieden! Er vergift di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
 Sie rennt em schier gar 's Hüßli um.
 Sie schreit und winslet Weh und Ach!
 Du arme Cheger hesch di Sach!
 Hesch keini Auge bi der g'ha?
 Was göhn di üfi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkt's enanberno,
 es zuckt und springt und het sie scho.
 Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
 „iez mueßi au ne Brotis ha!“
 I sags io, der wo alle git,
 wenns Zit isch, er vergift ein nit.*)

Ausgabe I.

*) Wenns Zit isch, er vergift di nit.

Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zuem Mehlsfaß isch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rothe Chruzere no,

und wer nit uff e Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zuer Sunntig-Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
dur d'Werkstatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstag isch er nümme wit, *)
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gemües,
's cha sy, ne Schöppli Wi derzue.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit vorbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte d'rinn!

Im leßte Wirthshuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„der Bettelsack so gierlig a!“

Ausgabe I.

*) Am Samstag isch er nit gar wit.

Es isch e hölze G'schirle d'rinn,
gib Achtig druf, verlier met's nit,
und wenn de zue me Wasser chunnst
und trinke magst, se schöpf dermit! *)

Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürst gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohst,
Und nümme weis, wo's ane goht,
halt still, und frog di G'wisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogst no lang? Gang, wo de witt!

Ausgabe I.

*) Es isch e hölzene Becher drinn,
gib achtig druf, verlier en nit!
Und wenn de an e Wässerli chunnst
und trinke magst, se schöpf dermit!

Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plägli het e gheimi Thür,
und's sin noch Sachen ehne dra.





Morgestern e - nandorno in diner glizrige

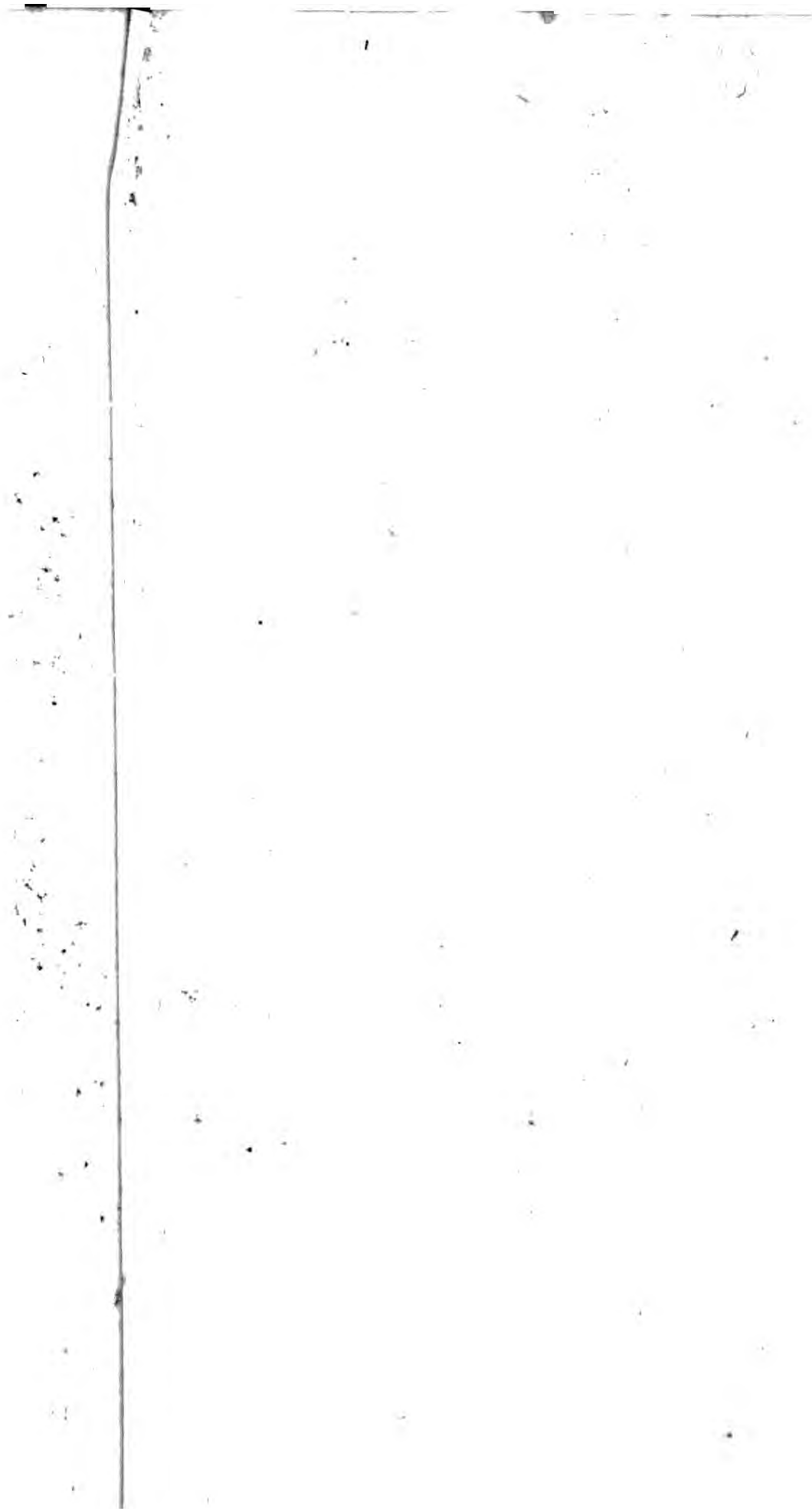


l blau und sufer gwäsche, in Morge - tau.



al Segn.





tempo

be - tet und jez göhnt ins Bett, und

te.

The first system of music features a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The vocal line begins with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). The lyrics "be - tet und jez göhnt ins Bett, und" are written below the vocal staff. The piano accompaniment starts with a treble clef and a key signature of one sharp. The first measure of the piano part contains a whole note chord with a sharp sign above it. The system concludes with a double bar line.

im Himmel wacht e

p:

The second system continues the musical piece. The vocal line is on a single staff, and the piano accompaniment is on two staves. The lyrics "im Himmel wacht e" are written below the vocal staff. The piano accompaniment features a treble clef and a key signature of one sharp. A dynamic marking "p:" is placed below the piano part. The system ends with a double bar line.

The third system of music consists of a vocal line on a single staff and a piano accompaniment on two staves. The piano accompaniment begins with a treble clef and a key signature of one sharp. The system concludes with a double bar line.

po.



Singt's Thierli nit in Huest und

The first system of music features a vocal line in treble clef and a piano accompaniment in bass clef. The vocal line begins with a dynamic marking of *po.* (piano) and contains the lyrics "Singt's Thierli nit in Huest und". The piano accompaniment starts with a *p^a* (piano) marking. The music is in a simple, folk-like style.

mf:



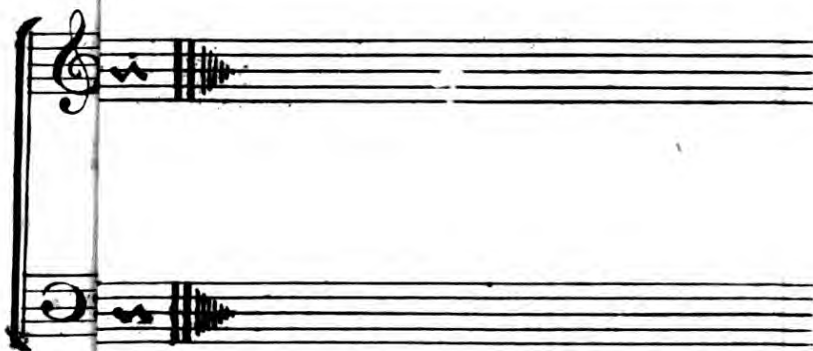
e =

The second system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has a dynamic marking of *mf:* (mezzo-forte). The piano accompaniment continues with a steady rhythm. The system ends with a fermata over the final note of the vocal line, labeled "e =".



ld und Gut , goht

The third system continues the vocal line and piano accompaniment. The vocal line has the lyrics "ld und Gut , goht". The piano accompaniment continues with a steady rhythm. The system ends with a fermata over the final note of the vocal line.



The fourth system shows the vocal line and piano accompaniment ending with a double bar line and repeat dots. The vocal line has a fermata over the final note.

ei - ni, und fel - li gfallt mer

The first system of music features a vocal line in the upper staff and piano accompaniment in the lower two staves. The vocal line consists of a series of eighth and quarter notes. The piano accompaniment includes chords and moving lines in both the right and left hands.

nders nett, so dunder nett, i

The second system continues the musical piece. The vocal line has a more complex rhythmic pattern with some notes beamed together. The piano accompaniment features a prominent bass line with a descending eighth-note pattern in the left hand.

The third system shows three empty staves. The key signature changes from one flat to two flats (B-flat major or D-flat minor). The staves are prepared for the next system of music.

